







Der Ober war ungeduldig und wollte nach Hause gehen.

# Eine Stunde lang brannten die Kerzen

Nach dem Leben erzählt von Helmut Brasch

Kannst du dir vorstellen, wie es ist, wenn man keine Familie hat? Da hockt man am Heiligen Abend nicht gern allein in seinen vier Wänden. Ich habe, Gott sei Dank, gute Freunde, die mich zu Weihnachten immer einladen. Das ist schon eine richtige Tradition geworden. Und diesmal wußte ich, daß als besonderes Geschenk für mich Claudia da sein würde. Claudia ist ein wunderbarer Mensch. Wenn ich jetzt anfragen wollte, von ihr zu erzählen, käme ich nicht mehr zu der Weihnachtsgeschichte.

Am Nachmittag, kurz vor Geschäfts-schluß, hatte ich noch ein paar Geschenke gekauft und bin dann in mein Stammcafé gegangen. Neben der Theke stand der kleine Tannenbaum mit den schiefen elektrischen Kerzen. Er war schon halb verdorrt. Der Ober war ungeduldig und wollte nach Hause gehen. O du fröhliche Weihnachtszeit! Es war nicht sehr gemütlich. Ich kam mir ganz verloren vor. Als dann schließlich der Ober anfing, die Stühle umgedreht auf die Tische zu stellen, habe ich gezahlt und bin gegangen. Das war ungefähr um sechs Uhr nachmittags. Am vierundzwanzigsten Dezember. In der Aktenasche hatte ich die Päckchen für meine Freunde und für Claudia. Um sieben Uhr sollte ich da sein.

Es war jetzt ungefähr halb sieben. Ich ließ mir Zeit. Es ist ja sehr still in den Nebenstraßen am Heiligen Abend. Ab und zu kann man es direkt hören, wie die Kinder hinter den Gardinen singen. Dann klingt jeder andere Ton fremd und fällt sofort auf. Wenn jemand um diese Zeit schimpft, oder wenn ein Kind weint, bleibt man unwillkürlich stehen und denkt: Nanu, was ist denn los? — Zu anderer Zeit hätte man kaum darauf geachtet. Als ich das Kinderweinen und das laute Sprechen von Männern und Frauen hörte und mich darüber wunderte, war es genau dreiviertel sieben. Ich weiß das noch, weil nach den drei Schlägen der Turmuhr die große Domglocke zu läuten begann.

Ich kam in diesem Augenblick über eine Kreuzung und sah links einen aufgeblendeten blauen Scheinwerfer. Das konnte nur die Feuerwehr oder die Polizei sein. Ich sah auch einige Gestalten, die sich im Halbdunkel um das Fahrzeug mit dem Scheinwerfer bewegten. Weniger aus Neugierde, sondern weil ich noch etwas Zeit hatte, ging ich hinüber. Es war ein Polizeiauto. Ich konnte nur noch sehen, wie die Türen zugeschlagen wurden und wie es abfuhr.

Dann sah ich das Kind. Es mußte dem Auto ein Stück nachgelaufen sein, stand nun unter der Gaslaterne und weinte. Im Torbogen der Hauseinfahrt waren die Mieter versammelt. Sie redeten aufgeregt durcheinander. Ich hörte eine Frauenstimme. Die klang wie ein quakender Frosch: „... und ich sage noch zu meinem Mann: „Hugo, das ist die Polizei. Aber er wollt's mir nicht glauben. Heiligabend,

sagt er, kommen die nicht, die kommen morgen in aller Herrgottsfrühe und verhaften sie aus dem Bett 'raus. Hugo, sage ich, du wirst sehen, ich hab' recht. Na, und? Ich hab' mal wieder recht gehabt!“

Darauf die tiefe Stimme von einem, der seiner Sache ganz sicher ist: „Ich werde Ihnen mal etwas sagen, meine Herrschaften. Die Polizei konnte und durfte keine Minute länger warten. Wenn sie Frau Mertens nicht heute abend verhaftet hätten, wäre sie morgen früh über alle Berge gewesen.“

„Das glaube ich auf keinen Fall“, sagte ein junges Mädchen, „sie wäre schon allein des Kindes wegen geblieben. Sie wissen ja gar nicht, wie sie an dem Kind hängt.“

Und wieder der Frosch: „Ach Gottchen, ach Gottchen! Die Mertens und an ihrem Kind hängen! Wo gib'ts denn so was? An dem Kerl hängt sie, der ihr den Kopf verdreht hat, jawohl, und jetzt wird sie sehen, was sie davon hat. Ins Zuchthaus wird sie kommen, jawohl!“

Solche Gespräche waren für mich nichts Neues. Als Strafverteidiger bekomme ich das Tag für Tag zu hören und muß in diesem Durcheinander nach der Wahrheit suchen. Doch bald wußte ich so ungefähr Bescheid: Diese Frau

Mertens mußte in eine Diebstahlsaffäre verwickelt sein, den Dieb hatte man noch nicht gefaßt, aber ein Bewohner dieses Hauses hatte die Polizei auf die Spur geführt. Man hatte Frau Mertens verhaften müssen, um zu verhindern, daß der Dieb gewarnt würde. „Festnahme wegen Verdunkelungsgefahr“, nennen die Kriminalisten das.

Ich wollte schon weitergehen. Was gingen mich heute die Sorgen dieser Leute an? In zehn Minuten würde ich bei Claudia sein. Warum blieb ich denn noch hier stehen? Es war doch kalt, und was es zu sehen und zu hören gab, das war doch nur häßlich und alltäglich. Nur das Kind, ja, das tat mir leid, wie es da unter der Laterne stand, frierend, ohne Mantel, und wie es immer noch weinte. Keiner dachte an das Kind. Da blieb ich bei ihm stehen und sagte: „Was ist denn passiert?“

Keine Antwort. Es war ein magerer blonder Junge. So vielleicht acht Jahre alt, ganz verängstigt und mißtrauisch.

Als ich ihm gut zuredete, fing er an: „Wir wollten doch gerade Bescherung machen, Mutter und ich. Mutter hat in der Stube alles aufgebaut und den Baum angezündet, und ich habe in der Küche gewartet. Dann hat sie das Radio angestellt und hat gerufen, daß ich kommen soll. Dann bin ich 'reingegan-

gen, und der Baum hat gebrannt, und im Radio haben sie ‚Ihr Kinderlein, kommet‘ gespielt, und ich hab' gleich gesehen, daß auf dem Tisch für mich 'ne Armbanduhr gelegen hat, ja...“

Und schon liefen dem Jungen wieder die Tränen über das Gesicht. Stockend und immerzu von Schluochen unterbrochen, fuhr er fort: „... ja, und da hat es plötzlich geklingelt, und Mutter hat einen furchtbaren Schreck bekommen und ist ganz blaß geworden. Ich hab' die Tür aufgemacht, und zwei Herren sind 'reingekommen, die haben gesagt, daß sie von der Polizei sind. Und da hat der eine die Armbanduhr gesehen und hat die Mutter gefragt, woher die Uhr ist. Da hat Mutter angefangen zu weinen, und die Herren haben in allen Schubladen und im Schrank 'rumgekrämt. Und dann hat der eine die Armbanduhr eingesteckt und hat zu Mutter gesagt, daß sie leider mitkommen muß. Aber Mutter hat gesagt, daß sie mich nicht allein lassen kann. Da hat der eine Herr mit Kassinskis gesprochen, das sind die Leute von unten, und als er wieder 'raufkam, hat er gesagt, daß ich bei Kassinskis bleiben kann bis nach den Feiertagen. Und dann haben sie Mutter mitgenommen und sind mit ihr weggefahren.“

Der Junge machte eine kleine hilflose Bewegung mit beiden Armen.



„Ach Gottchen, ach Gottchen! Die Mertens und an ihrem Kind hängen! Wo gib'ts denn so was? An dem Kerl hängt sie, der ihr den Kopf verdreht hat, jawohl, und jetzt wird sie sehen, was sie davon hat. Ins Zuchthaus wird sie kommen, jawohl! Das sage ich!“



„Haben die Herren von der Polizei deine Armbanduhr mitgenommen?“ wollte ich wissen.

„Ja, und ich hatte mich so furchtbar darüber gefreut. Mutter hat sich auch so gefreut, als ich ihr das hier gezeigt habe.“

Er hielt ein Kästchen in der Hand, das mit bunten Papiersternen beklebt war. „Grade als ich's ihr geben wollte, kam die Polizei.“

Ich konnte jetzt nicht einfach weggehen. Es war mir bereits klar, daß hier nebenan, drei Treppen links, in der Wohnung der Frau Mertens das Verbrechen nicht zu Hause war. Da gab es viel zuviel Liebe von Mutter und Kind. Und da oben stand ein Weihnachtsbaum, dessen Lichter durch einen Irrtum des Schicksals zu früh ausgelöscht worden waren.

Die Dorglocke hatte aufgehört zu läuten. Der letzte tiefe Ton summt noch eine Weile durch die dunklen Straßen. Die Frau mit der Froschstimme rief: „Na, was is' denn? Wo is' denn der Junge? Walter! — Ach, da is' er ja. Komm her, Walter, du sollst heute nacht bei uns schlafen.“

Das war also Frau Kasinski, die jetzt auf uns zukam. Ich nahm den Hut ab und sagte: „Guten Abend, Frau Kasinski, frohe Weihnachten! Mein Name ist Becker, Rechtsanwalt Becker.“

Die Frau, die mich zuerst erstaunt angesehen hatte, strahlte plötzlich über das ganze Gesicht: „Sind Sie der bekannte Rechtsanwalt Becker? Ich hab' Sie doch schon auf'm Landgericht gesehen, neulich bei dem großen Fall — na, Sie wissen doch, Herr Doktor, der Giftmord...“

„Jaja, Frau Kasinski, ganz richtig, der bin ich.“

„Na, wissen Sie, Herr Doktor, das war ja 'ne tolle Geschichte mit der Frau...“

Ich unterbrach sie: „Frau Kasinski, ich hab's eilig, ich bin nur zufällig vorbeigekommen, als die Frau Mertens verhaftet wurde...“

„Na, da haben Sie ja gleich wieder Arbeit, Herr Doktor, haha!“

Die Frau kam sich sehr wichtig vor und erzählte mir haarklein die ganze Sache.

Da war ein großer Einbruch bei einem Juwelier, und der Einbrecher hatte wahrscheinlich die gestohlenen Uhren bei Frau Mertens aufbewahrt.

Mir fiel bei dem Geschwätz der Frau ein, daß ich um sieben bei meinen Freunden sein sollte. Was würde Claudia denken, wenn ich nicht pünktlich käme?

Aber dann sah ich wieder den frierenden Jungen und sagte: „Hören Sie zu, Frau Kasinski! Ich habe in dieser Geschichte mit der Frau Mertens noch etwas zu regeln. Ich komme in einer Stunde zurück. Bitte, bringen Sie den Walter bis dahin noch nicht ins Bett!“

„Aber gewiß doch, Herr Doktor. Wissen Sie, ich hab' den Jungen nämlich gern. Er ist brav. Aber...“ sie zog mich ein Stück beiseite und flüsterte: „... aber sein Sie vorsichtig mit der Mertens! Die hat'n schlechten Umgang. Mir tut ja nur das Kind leid. Für die Mertens, sage ich Ihnen, würde ich keinen Finger rühren.“

Nun finde mal einer am Heiligabend ein Taxi! Ich mußte erst meinen eigenen Wagen aus der Garage holen. Es hatte angefangen zu regnen. Später mischten sich große feuchte Schneeflocken in das Geniesel. Meine Schuhe waren bald durchnäßt. — Ich rief bei meinen Freunden an, um zu sagen, daß ich mich verspäten würde. Claudia kam ans Telefon. Ihre Stimme klang so enttäuscht. —

Dann telefonierte ich mit dem Gefängnis, ob eine Frau Mertens dort eingeliefert worden sei. Ja. Ich fuhr zum Untersuchungsrichter, mit dem ich gut bekannt bin. Der saß mit seiner Familie beim Abendessen. Es gab Gänsebraten. Mein Gott, hatte ich einen Appetit auf Gänsebraten! Der Untersuchungsrichter war selbst an der Tür.

„Grüß Gott, Herr Becker! Das finde ich aber nett, daß Sie mal bei uns vorbeikommen. Wollen Sie mit uns essen?“

„Danke, Herr Kollege, ich bin leider nur in einer dienstlichen oder sagen



Und wieder liefen dem Jungen die Tränen über das Gesicht. Stockend fuhr er fort: „... ja, da hat es geklingelt, und Mutter hat einen furchtbaren Schreck bekommen.“

wir mal halbdienstlichen Sache gekommen.“

„Dienstlich? Heute?“

Also, der Untersuchungsrichter ist ein feiner, verständnisvoller Mensch. Als er aber gehört hatte, was ich von ihm wollte, war er doch leicht verwundert. Trotzdem gab er mir die gewünschte Bescheinigung. Damit fuhr ich zum Gefängnis.

Ich wartete in dem kleinen Dienstraum neben dem Eingang. Der Beamte telefonierte mit der Frauenabteilung:

„Eine Frau Mertens? ... Ja ... ja ... ist vorhin eingeliefert worden. — Ja, fragen Sie mal! Die Frau Mertens hierher bringen! — Ja, ich schicke Lehmann 'rüber. Danke.“ Ich wartete.

Wachtmeister Lehmann kam mit der Frau Mertens. Die unscheinbare Frau blickte angstvoll und mißtrauisch um sich, als wollte sie fragen: „Was habt ihr denn nun schon wieder mit mir vor?“

Ein Polizeibeamter mußte mitkommen. Als wir in meinem Wagen saßen und zur Mertensschen Wohnung fuhren, erklärte ich ihr, daß ich ihr Offizialverteidiger sei und daß sie nur für eine Stunde Urlaub habe. Ich fuhr sehr schnell. Ich wollte keine Zeit verlieren. Nach zehn Minuten standen wir vor dem Haus.

Ich ging auf der Treppe voran, hinter mir Frau Mertens, zum Schluß der Beamte, der die Schlüssel zur Wohnung hatte. Wir kamen in die Küche. Auf dem Herd stand ein Topf mit dem Abendessen. Auf dem Küchentisch zwei Teller mit Messern und Gabeln, alles unberührt. Die Tür zur Stube stand offen. Auf der Kommode der kleine Tannenbaum mit bunten Kugeln und weißen Kerzen, die kaum angebrannt waren. Darunter eine Schüssel mit Lebkuchen, Zuckerkringeln und Marzipan, ein selbstgestrickter Pull-over und ein Paar Handschuhe für das Kind. Die schmale blonde Frau stand da und wußte nicht, was nun geschehen sollte.

„So, Frau Mertens“, sagte ich, „jetzt wollen wir mal den Baum wieder anzünden. Ich hole inzwischen den Jungen herauf, und dann wird Weihnacht gefeiert!“

Die Frau verstand nicht. „Sie sollen die Lichter anzünden, Frau Mertens!“

Kopfschüttelnd ging sie in die Stube und suchte nach den Streichhölzern. Mir fiel die Armbanduhr ein. Während die Frau am Weihnachtsbaum hantierte, sagte ich: „Wie war das eigentlich mit der Armbanduhr für Ihren Walter?“

Sie erschrak sichtlich.

„Keine Angst, Frau Mertens, wir machen hier kein polizeiliches Verhör. Ich frage nur, weil der Junge mir von

der Uhr erzählt hat. Sie hatten ihm solche Freude damit gemacht.“

Die Frau drehte sich um. Sie hatte eine brennende Kerze in der Hand, als sie sagte: „Die Uhr war gestohlen.“

Sie senkte den Kopf. Hinter ihr flakerten die Kerzen am Baum, und ein Zweig knisterte leise. Der Duft von verbranntem Tannengrün verbreitete sich schnell in dem kleinen Raum.

„Haben Sie die Uhr gestohlen?“

Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, der Paul Jeschke hat sie gestohlen.“

Der Polizist warf mir einen triumphierenden Blick zu. Ich wußte, was er meinte. Der Jeschke war ein schwerer Junge, der schon lange gesucht wurde.

„Frau Mertens, wußten Sie denn nicht, daß der Jeschke — ein Verbrecher ist?“

„Nein, bis vorgestern hab' ich's nicht gewußt. Zu mir hat er gesagt, daß er bei der Bahn angestellt ist. Und ich hab's ihm geglaubt. Er hat mir gesagt, daß er mich heiraten will. War alles gelogen. Und als er dann mit der

Aktenmappe voll Uhren gekommen ist, da hab' ich's gemerkt, was gespielt wird, aber ich hab' nicht gewagt, was zu sagen. Er konnte manchmal so böse werden, daß ich richtige Angst bekam. Am nächsten Morgen hat er die Uhren abgeholt. Die billigste für dreizehn Mark hat er mir dagelassen. Die hab' ich dann dem Walter schenken wollen...“

Aber es ging mir ja jetzt gar nicht darum, zu wissen, ob diese Frau schuldig war oder nicht. Ich wollte nur, daß zwei Menschen, eine Mutter und ein Kind, unter dem Lichterbaum zusammensein und ihre Freude haben sollten. Dazu fehlte jetzt eine Armbanduhr. Ich will es ganz offen zugeben: es hat mich einige Überwindung gekostet, meine eigene Uhr abzunehmen und sie zu den Geschenken auf den Tisch zu legen. Es war eine ganz gute Uhr, das muß ich sagen, ohne mich deshalb als Wohltäter auszuspieren. Außerdem war sie ein Geschenk von Claudia. Das hatte ich mir wohl überlegt, bevor ich sie abnahm. Dann wurde Walter geholt.

Während ich mit dem Polizisten am Küchentisch saß, war in der Stube Bescherung. Aus dem alten Radioapparat erklang Bachs Weihnachtsoratorium. Und als wir dann auch in die Stube kommen durften, sahen wir Walters strahlendes Gesicht. Sogar der Polizist war gerührt.

Eigentlich ist hier meine Weihnachtsgeschichte zu Ende. Die Freude war gerettet. Daß wir Frau Mertens wieder im Gefängnis abliefern mußten, versteht sich.

Es war schon beinahe zehn Uhr, als ich bei meinen Freunden ankam. Claudia hörte sehr nachdenklich zu, als ich meine Geschichte erzählte. Als ich zu der Stelle mit der Armbanduhr kam, zögerte ich eine Sekunde. Ich spürte Claudias Blick auf meinem leeren Handgelenk und hatte fast ein wenig Angst, daß sie mich nicht verstehen würde. Schließlich war diese Uhr doch ein Geschenk von ihr gewesen, ein Stück von ihr selbst sozusagen. Ich sah auf, und jetzt sah auch sie mich an. Sie lächelte und schüttelte fast unmerklich den Kopf, so, als ob sie sagen wollte: „Du Dummer, ich weiß ja... Du hast ganz richtig gehandelt, ich verstehe dich ja so gut...“

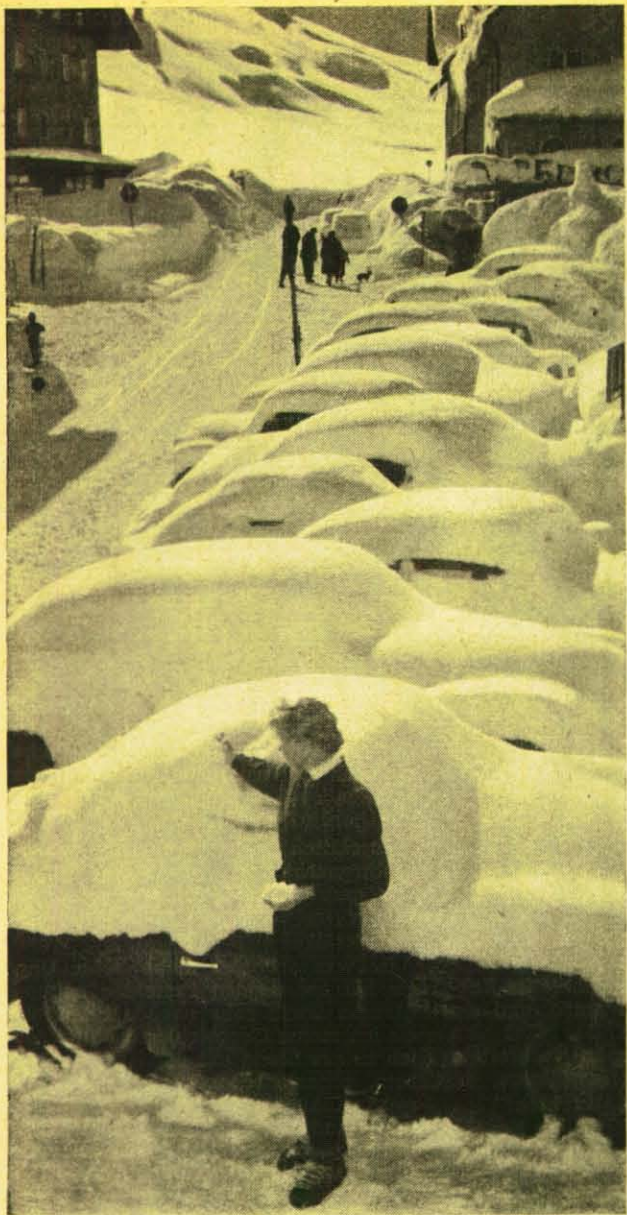
Und da merkte ich, daß jetzt — um halb elf Uhr abends — endlich auch mein, unser Heiligabend anfang.

— ENDE —



Die Frau drehte sich um. Sie hatte eine brennende Kerze in der Hand, als sie sagte: „Die Uhr war gestohlen.“ Sie senkte den Kopf. Hinter ihr knisterte ein Zweig.





**Täglich viel Neuschnee.** Oft war es so, daß man morgens kaum aus den Türen konnte. Schneepflüge fuhren durch den ganzen Ort, um die Straßen für Autos wieder passierbar zu machen. Aber erst die Autos selbst! Sie alle bekamen in jeder Nacht Schneeüberzüge und mußten morgens richtig ausgebuddelt werden.



**Mit diesem Schlepplift** ließ ich mich mit „meinem“ Skilehrer zum ersten Male den Berg hinaufziehen. Mein Herz schlug wie toll, und ich hatte Angst, er könnte es hören. Würde es mir gelingen, vor ihm meine sportlichen Fähigkeiten zu verbergen und wirklich wie eine blutige Anfängerin zu wirken? Davon hing mein Plan ab.



**Hier habe ich gewohnt.** Ich fühlte mich gleich heimisch in dem großen Hause unter dem internationalen Publikum. Ich lernte bezaubernde Menschen kennen, bei denen ich nicht Theater zu spielen brauchte.



**Ein gestelltes Bild!** Für das Foto habe ich sogar meinen Arm auf seine Schulter gelegt, weil er es so wollte. Sonst aber ging zu dieser Zeit noch alles sehr auf Distanz. Er hatte keine Ahnung, wer ich war.

# ...und dann führe ich ihm davon

## Helga und der Skilehrer

Helga ist Sekretärin in einem norddeutschen Industriewerk. Seit dem Frühjahr hat sie einen Brieffreund. Er heißt Herbert und ist Skilehrer. Beide sind eifrige Schreiber und haben sich recht gut verstanden, bis dann ... ja, bis Herbert einen Liebesbrief schrieb, Helga kennenlernen wollte und sie eingeladen hat. Und das Mädchen ist auch gefahren. Nicht als ob sie Herberts Einladung angenommen hätte. Im Gegenteil! Sie hat ihm abgeschrieben, Krankheit vorgetäuscht und ist in Wirklichkeit doch gefahren. Eine verwickelte Geschichte, finden Sie? Nun ja, Helga wollte eben ihren Herbert auf die Probe stellen, ehe sie sich ihm zu erkennen gab. So, das genügt zur Einleitung. Alles Weitere lesen Sie in Helgas Fotoalbum und in ihrem Tagebuch.

3. Dezember

Heute bin ich in Zürs angekommen. Mir ist nicht ganz wohl zumute bei dem Gedanken, was ich hier vorhabe. Seit einem halben Jahr. Er ist Skilehrer hier. Ich, die kleine Sekretärin, bin in einem vornehmen Hotel abgestiegen. Er soll mir Skitunterricht geben, und ich will ihn auf die Probe stellen, will herausfinden, ob alles, was er mir geschrieben hat, echt ist.

4. Dezember

Heute habe ich ihn zum erstenmal gesehen. Er sieht toll aus. Aber das darf mich nicht beeinflussen. Ich glaube, er ist ein Frauenheld und kein Mann für mich. Obschon ich eine gute Skiläuferin bin, will ich mich vorstellen. Er soll sich um mich bemühen.

6. Dezember

Zwei Tage bin ich nicht zum Schreiben gekommen. Es gibt so viel Neues zu sehen. Und der Anfangsunterricht im Skilaufen strengt an. Vor allem, weil ich mich immer vorstellen muß. Herbert ist riesig nett zu mir. Gar nicht aufdringlich oder so. Sehr bescheiden. Ich habe das Gefühl, daß ich seine Liebingschülerin bin, obschon ich mich zweifellos am dümmeren anstelle. Er hat, seit dem ich hier bin, nur noch Augen für mich. Gestern hätte ich mir beinahe bei einem gespielten Sturz den Fuß gebrochen. Er war

rührend um mich besorgt und hat mein geschwollenes Gelenk massiert. Ich habe ihn gefragt, ob er das bei jeder mache. Er hat nein gesagt.

7. Dezember

Mitternacht ist schon vorüber und ich müßte eigentlich 8. Dezember schreiben. Wenn ich es nicht tue, so hat das einen ganz bestimmten Grund. Der 7. Dezember ist nämlich ein besonderer Tag. Wir haben einen nächtlichen Bummel durch die Lokale gemacht, und ich glaube, ich habe einen Schwips. Ich kann es noch gar nicht fassen: Heute nachmittag, als wir eine Bergwanderung gemacht haben, hat er mich geküßt. Ja! Aber ganz anders, als ich es erwartet hatte. Ganz zart und schüchtern. Dabei kann ich das gerade heute nicht verstehen, da ich mir die denkbar größte Mühe gegeben habe, besonders dumm zu erscheinen und mich sehr unvorteilhaft angezogen habe. Ich liebe Herbert! Ich muß es niederschreiben, denn sagen kann ich es keinem. Schon vom ersten Tage an!!!

9. Dezember

Lange halte ich diesen Zustand nicht mehr aus. Ich gesehe, daß mich nicht eine andere Taktik zurechtlegen. Ich werde nachgiebiger. Mal sehen, ob er versuchen wird, das auszunutzen.





**Hier habe ich oft gelegen**, in der warmen, bräunenden Wintersonne, und über Herbert und mich nachgedacht. Ich muß gestehen, daß sich meine Zuneigung noch verstärkt hat, seit ich ihn nun persönlich kenne, und es schien so, als werde er die Probe unbewußt bestehen, die ich mir für ihn ausgedacht hatte. Manchmal bin ich dann über meinen Gedanken eingeknickt. Es war immer ein schönes Erwachen, denn Herbert holte mich ab. Wir tranken noch einen Flip an der Eisbar, und dann ging es wieder hinauf in die wundervolle Winterwelt.

10. Dezember

Herbert hat mir eine Liebeserklärung gemacht und dann gefragt, ob ich seine Frau werden wolle. Ich glaube, ich bin sehr rot geworden und sehr verlegen. Habe mich Bedenkzeit ausbebeten. Kann man einen Skilehrer heiraten?

11. Dezember

Ich habe etwas Angst vor der Zukunft. Ich könnte mir ein Leben mit Herbert wundervoll vorstellen. Aber was tut ein Skilehrer im Sommer? Ich habe keine Lust, zeit lebens zu arbeiten.

13. Dezember

Man sagt ja, der 13. sei ein Unglückstag. Für mich nicht! Es sieht alles viel rosiger aus. Im Sommer arbeitet Herbert als Wasserskilehrer an den großen Seen. Daß ich nicht darauf gekommen bin!

14. Dezember

Heute bin ich ihm davongefahren, ganz einfach davongefahren! Es war eine gefährliche Abfahrt. Dann habe ich ihm gesagt, wer ich bin. Er war gar nicht böse, wie ich erwartet hatte, sondern hat sich noch mehr gefreut! Ich bin sehr glücklich. Weihnachten wollen wir uns verloben. Ich freue mich so auf das Fest!



**In der Kuhbar** war immer etwas los! Oft ging ich abends mit Herbert hin. Ich fand die ganze Einrichtung so lustig. Als Wand schmuck hingen überall in Nischen ausgestopfte Kuhköpfe hinter Futterkrippen. Der Zitherspieler, den ich hier geknipst habe, hat schon vor der englischen Königin gespielt. Ein berühmter Mann!



**So muß man es machen!** Herbert zeigte mir immer wieder einen tollkühnen Sprung. Wie gerne wäre ich ihm gefolgt, denn ich hätte mir dieses Kunststück auch zugetraut. Aber ich durfte mich unter keinen Umständen verraten, wenn mein gut ausgedachter Plan nicht noch im allerletzten Augenblick scheitern sollte.



**Mein schönstes Ferienbild!** Am letzten Tag endlich konnte ich die Maske der naiven Anfängerin fallen lassen. Hat Herbert Augen gemacht, als ich ihm wie der Blitz davongefahren bin! Ja er hatte sogar große Mühe, mich einzuholen. Als es ihm schließlich gelang, habe ich ihm alles gestanden. Er war sehr glücklich.



# Aufbruch zu den Sternen

**Was will der Mensch im Raum? Hat er wirklich den Mut, zu den Sternen aufzubrechen? Ja, gibt es überhaupt solche, die bewohnbar sind? Einen Teil dieser Fragen kann vielleicht schon das nebenstehende Foto beantworten. Es zeigt ein Stück der Milchstraße. Jeder Lichtpunkt ist eine Sonne, umkreist von Planeten. Die Astronomen schätzen ihre Zahl auf 100 000 Millionen. Auf einigen sollen irdische Verhältnisse herrschen.**

Der junge Physiker Burkhard Heim aus Göttingen, der eben vor den Mitgliedern der „Gesellschaft für Raketentechnik und Raumfahrt“ in Frankfurt a. M. seinen Vortrag begonnen hat, ist blind. Er hat keine Hände, die seine Worte ab und zu mit einer Geste unterstreichen könnten, und hört seine eigene Stimme nur über ein starkes Mikrofon, denn er ist zu alledem auch noch fast taub, das Opfer eines Unfalls beim Hantieren mit Sprengstoff eigener Erfindung. Seinetwegen wurde er von der Front in die chemisch-technische Reichsanstalt in Berlin-Tegel abkommandiert und ist bei der Erprobung der explosiven Eigenschaften des Damms, 1944, war er 19 Jahre alt. Heute ist er 32. Zwischendurch hat er studiert und 1954 sein Diplom-Physiker-Examen gemacht, seine Forschungen mit einem Freund „auf eigene Rechnung und Gefahr“ weitergetrieben, geheiratet und mit seiner jungen Frau, die ihm ihre Augen und ihre Hände leiht, von seiner Versehrtenrente gelebt.

Jetzt spricht er in Formeln, Zahlen und hantiert mit physikalischen Begriffen, die für einen Laien so gut wie unverständlich sind. Aber die Fach- und Sachverständigen horchen auf, stehen nach dem Vortrag in kleinen Gruppen zusammen, diskutieren. Der Redner hat vor ihnen eine Theorie entwickelt, die — so schreibt eine angesehen englische Fachzeitschrift für Flugwissenschaft — „Einstein weit hinter sich läßt“ und die Atomenergie als Kraftquelle der Zukunft entthront. Außerdem stellt er einen vollkommen neuen Weltraum-Fahrplan zusammen, in dem die 384 400 Kilometer bis zum Mond ein Katzensprung sind. Der Treibstoff: elektromagnetische Wellen, mit einem Transformator umgeformt in mechanische Arbeit.

Elektromagnetische Wellen sind praktisch „allgegenwärtig“. Jede Sonne im All ist eine von der Natur eingerichtete „Strahlenfabrik“.

Sind die Wellen von einer ganz bestimmten Kürze, nehmen unsere Augen sie als Licht zur Kenntnis. Sonst begegnen wir ihnen unter anderem in der Funktechnik, in der drahtlosen Telegraphie und beim Fernsehen. Sie heißen nach ihrem Entdecker, dem deutschen Physiker Hertz, die Hertzischen Wellen, breiten sich mit Lichtgeschwindigkeit, also mit 300 000 Kilometern in der Sekunde, nach allen Seiten gradlinig aus, wenn sie nicht durch bestimmten körperhafte Gebilde, die ihnen den Weg verstellen, zurückgeworfen, in ihrer Strahlrichtung ver-

ändert oder verschluckt werden. Ihrer Natur nach gleichen sie bis auf die etwas größere Wellenlänge vollständig den Lichtwellen.

Wenn der Heimsche Wellentransformator eines Tages wirklich zu arbeiten begänne und ohne energieverschlingende Umwege Schwingung in Schub verwandelte, wären nicht nur die Raumpioniere alle Treibstofflos. Tankstellen würden überflüssig, auch für Weltraumschiffe, gerade für Weltraumschiffe.

Eine neue Stufe führte hinauf und hinaus ins All.

Aber warum wollen wir hinaus? Was suchen wir jenseits unserer eigenen Welt? Ist es nicht sträfliche Vermessenheit, daß wir nach den Sternen langen? Daß wir sie, wenn auch zunächst nur in unseren Wünschen und Plänen, besitzen und bewohnen wollen?

Ganz nebenbei: unser Sonnensystem ist noch nicht einmal ein ideales Siedlungsgelände.

Der nächste Nachbar im Weltraum, der Mond, hat so gut wie keine Luft und kein Wasser, Tage mit 130 Grad Hitze, Nächte mit 100 Grad Kälte. Da er uns immer die gleiche Hälfte zukehrt, brennen die Forscher darauf, die Rückseite zu sehen und zu vermessen. Sonst taucht er in den menschlichen Berechnungen vorläufig nur als Filmschauplatz, als mutmaßliche Rohstoffquelle und als „Atom-Mülleimer“ auf.

Merkur verhält sich zur Sonne wie der Mond zur Erde. Er kehrt ihr stets dieselbe Seite zu, und sie hat den „besonnenen Teil“ auf mehr als 350 Grad aufgeheizt. Dafür gibt es auf der Schattenseite Temperaturen von — 200 Grad. Es handelt sich um eine Welt, in der Hitze und Kälte zu groß sind, um Leben zu tragen, denn: soviel wie wir vom Leben wissen, ist es an „großmolekulare Eiweißverbindungen gebunden, und wie die sich bei Wärme und Kälte verhalten, ist vielseitig und gründlich erforscht.

Wie steht es mit der Venus? Unter ihrer dicken Atmosphäre (die stärksten Fernrohre haben sie nicht „durchschauen“ können) breitet sich wahrscheinlich ein uferloser Ozean. Es ist — sagen die Wissenschaftler — so wie in jenen irdischen Urzeiten, ehe sich Land und Wasser schieden.

Der Mars dagegen ist mit einer sehr dünnen Luftschicht und wenig Feuchtigkeit versehen, die sich im Winter an den Polen als Schnee niederschlägt. Man könnte auf diesem Planeten nicht ohne Druckanzug aussteigen und die umstrittenen „Marskanäle“ untersuchen. Immerhin wäre eine Landung und — bei Tages- und Sommertemperaturen bis zu 25 Grad — auch ein Aufenthalt möglich. Die Marsnächte sind freilich sehr kalt. Temperaturen von minus 50 bis 60 Grad sind die Regel.

Die Planeten-Riesen Jupiter und Saturn bedecken mit ihren Methangashüllen eine Art „kalter Hölle“. Landen

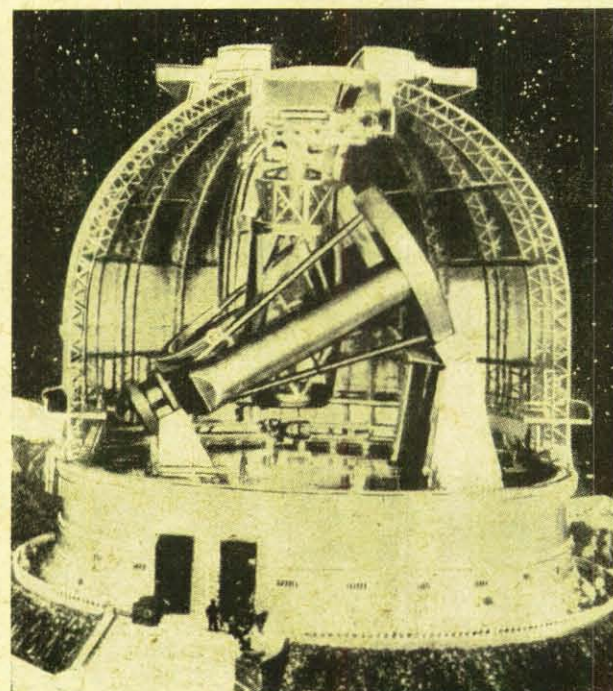
kann man höchstens auf einem ihrer Monde, Jupiter hat wahrscheinlich 12 und der Saturn 10. Außerdem umgibt er sich mit einem freischwebenden Ring aus kreisenden Einzelkörpern.

Uranus und Neptun besitzen Atmosphären, die so geartet sind, daß sie keine brauchbare Atemluft liefern, und wenn Pluto, der sonnenfernste Mitläufer der Sonne, jemals einen Luftmantel hatte, ist er längst ein- und angefroren. So kalt ist es dort. Leben? Unmöglich!

Woher wir das wissen? Durch Messungen, durch Beobachtung, durch Nachdenken darüber, warum diese Wandelsterne sich so und nicht anders benehmen, und durch Spektralanalyse.

Zu diesem Zweck wird das Licht der Sterne mit Riesenfernrohren eingefangen und durch Prismen oder sehr feine Spalten gelenkt, die es in seine besonderen Wellen-Bestandteile zerlegen. Nun liefern die Planeten nur „Licht aus zweiter Hand“. Aber wie sie die von der Sonne geborgte Helle zurückwerfen, ist für die Fachleute sehr aufschlußreich.

Denn: das, was wir im allgemeinen Licht nennen, ist so etwas wie eine Gemeinschaftssendung auf verschiedenen Wellenlängen. Wenn man die Wellen säuberlich voneinander trennt und einzeln betrachtet, erscheinen sie als Farben, die man Spektralfarben nennt. Sie reichen vom Rot über Gelb, Grün, Blau und Indigo zum Violett.



➤ **Weitwinkel-Teleskop** des Mount Palomar-Observatoriums. Es holt weltraumweit entfernte Objekte an das Auge des Beschauers heran. Die Linsen sind Meisterwerke der Glasgießer und Schleifer ohne Fehl und Tadel. Das Einstellen auf einen bestimmten Stern ist eine besondere Kunst für sich.

◀ **Die gläsernen Himmelsaugen** der Sternwarten stecken unter riesigen Kuppeln, die sich öffnen und schließen lassen. Hier die Kuppel mit dem berühmten Fünfmeterspiegel, ebenfalls auf dem Mount Palomar. Der Platz für den Sternbeobachter befindet sich in der kleinen Kabine oben.





Dieses regenbogenbunte Normalbild wird durch die besonderen Eigenschaften des „Senders“ verändert. Man weiß aus irdischen Erfahrungen, daß glühende feste und flüssige Körper ein zusammenhängendes Band, leuchtende Gase aber einzelne farbige Linien geben. Jeder Grundstoff hat außerdem ein ganz bestimmtes Spektrum, an dem man ihn auch auf Weltraumweite noch erkennen kann. Wenn plötzlich Farben fehlen, die eigentlich vorhanden sein müßten, und statt dessen schwarze Linien auftreten — die nach ihrem „Vater“, dem Optiker und Professor Otto von Fraunhofer aus München, Fraunhofersche Linien genannt werden —, dann weiß man, daß bestimmte Wellen durch bestimmte Gase verschluckt worden sind.

★

Es ist erstaunlich:

Nur mit Hilfe seines Verstandes, der von ihm entwickelten Rechenkunst und einigen optischen Hilfsmitteln ist der Mensch, ohne die Erde zu verlassen, schon unwahrscheinlich tief in das Weltall eingedrungen. Die Grenze seiner Erkenntnisfähigkeit liegt heute bei 1 Milliarde Parsec. Das Parsec ist ein astronomisches Längenmaß. Es steht für eine Entfernung von 3,26 Lichtjahren. Ein Lichtjahr bedeutet die Strecke, die ein Lichtstrahl im Laufe eines Erdenjahres zurücklegen kann, und das sind 9,461 Billionen Kilometer. Das nächstgelegene Sonnensystem Alpha Centauri ist die Weltraum-Kleinigkeit von 4,3 Lichtjahren von unserer Erde entfernt, der Sirius 900 Lichtjahre, also etwa 250 Parsec weit. Aber die Entfernung bis zu den fernstgelegenen „Milchstraßen“, den Spiralnebeln und Sonnen, die noch auf den Platten der „Himmelsphotographen“ erscheinen, weil sie Lichtstrahlen in den Raum senden, die wir „empfangen“ und festgehalten haben, würde in irdischen Kilometern ausgedrückt eine Zahl mit einer 3 vorne und dahinter 22 Nullen verlangen.

Wie weit würden wir sehen können, sagen die Astronomen, wenn eines Tages die gläsernen Riesenaugen der Teleskope nicht mehr durch die Lufthülle der Erde verschleiert würden, wenn es also eine Raumstation gäbe . . .!

★

Das Erregende bei jeder Wissenschaft ist die Jagd nach Erkenntnissen. Als Jagdbeute gelten die bewiesenen Tatsachen, und von denen sind die meisten so geartet, daß sie den Ausgangspunkt bilden für neue wissenschaftliche Erkenntnisjagden. Auf eine der wichtigsten Fragen für uns, die wir uns eben anschicken, in den Raum aufzubrechen, auf die Frage nämlich, ob das, was wir Leben nennen, eine einmalige, nur an unsere Erde gebundene Erscheinung ist oder ob wir es auch draußen wiederfinden, gibt es trotz allem noch keine sichere Antwort. Man glaubt zwar, auf dem Mars einen graugrünen Bewuchs entdeckt zu haben, von dem man annimmt, daß er aus flechtenähnlichen Pflanzen bestehe, aber der Beweis wäre erst erbracht, wenn man das Pflänzchen eigenhändig abpflücken und auf seine besonderen Eigenschaften untersuchen könnte. Dazu müßte man eines Tages wirklich eine Marsexpedition starten lassen.

Dieses Projekt hätte ganz bestimmt ein Gutes. Den gefährlichsten aller Kriegswaffen, den interkontinentalen Raketen, wäre damit eine ganz und gar friedliche Forschertätigkeit zugewiesen . . .

Die Kosten? Wenn sich die Menschheit entschloß, auf Kriege zu verzichten, und das, was sie verschlingen, für Weltraumexpeditionen zur Verfügung zu stellen, könnte sie sich die Er-



Das Sternsystem M 81 im „Großen Bären“ gilt als schönster aller Spiralnebel. Von unserer kleinen Erde ist es etwa zweieinviertel Millionen Parsec weit entfernt. Spiralnebel sind Gebilde, die aus unzählbar vielen Sonnensystemen bestehen. Sie haben sich nach der „kosmischen Weltordnung“ zu Sternhaufen zusammengefunden. Der Spiralnebel, zu dem unser eigenes Sonnensystem mit seinen neun Planeten gehört, heißt die Milchstraße.

schließung des Alls leisten . . . Und wäre es nur deshalb, weil die Erdbevölkerung jedes Jahr um 1,5 Prozent zunimmt. Im Jahre 1960 wird unser Planet 2727, um 2000 etwa 4947 Millionen Bewohner haben. Um 2050 hat sich die Einwohnerzahl etwa verdoppelt (vorausgesetzt, daß der Bevölkerungszuwachs nicht wesentlich steigt oder fällt). Im Jahre 2100 sind aus den 11 Milliarden Menschen schon mehr als 20 Milliarden geworden. Eines Tages wird uns die Erde zu klein werden. Wir können uns das ausrechnen. Und dann?

2100 werden unsere Nachfahren wahrscheinlich lächeln über unsere zaghaften ersten Versuche, „in den Raum zu gehen“. Für sie wird Raumfahrt wahrscheinlich schon so selbstverständlich sein wie uns die Luftfahrt, an die um 1900 ja auch nur ein paar „Verrückte“ geglaubt haben.

Vielleicht werden sie feststellen, daß wir im Theoretischen gar nicht so schlecht waren, daß aber in ihrer Praxis verschiedene Dinge ganz anders aussehen. „Das springende Mondauto“ von Professor Oberth werden sie im Museum bewundern und dort auch Nordungs Pläne zu „Wohnwalzen“ betrachten können. Wohnwalzen sind künstliche Hohlwelten von 8 km Durchmesser, hundert, vielleicht sogar 1000 Kilometer lang, ausgestattet mit allem, was für Erdenbewohner unerlässlich ist: Mit Luft, Wasser, Ackererde, Pflanzen und Tieren, gedacht als moderne Arche Noah, bestimmt, Leben, irdisches Leben zu den bewohnbaren Planeten ferner Sonnen zu tragen.

Diese Planeten gibt es. Es gibt sie nach einer Schätzung der Astronomen zu 100 000 Millionen allein in unserer Milchstraße. Wir sprachen schon davon.

Man rechnet das nach der Anzahl der vorhandenen Sonnen aus, die sich auf die gleiche Weise und verhältnismäßig langsam um ihre Achse drehen wie die unsere. Das bedeutet — sagen die Astronomen —, ihre Eigenbewegung wird durch die Anwesenheit von anderen Weltkörpern gebremst, die auf mehr oder weniger weit gespannten elliptischen Bahnen um sie herum kreisen.

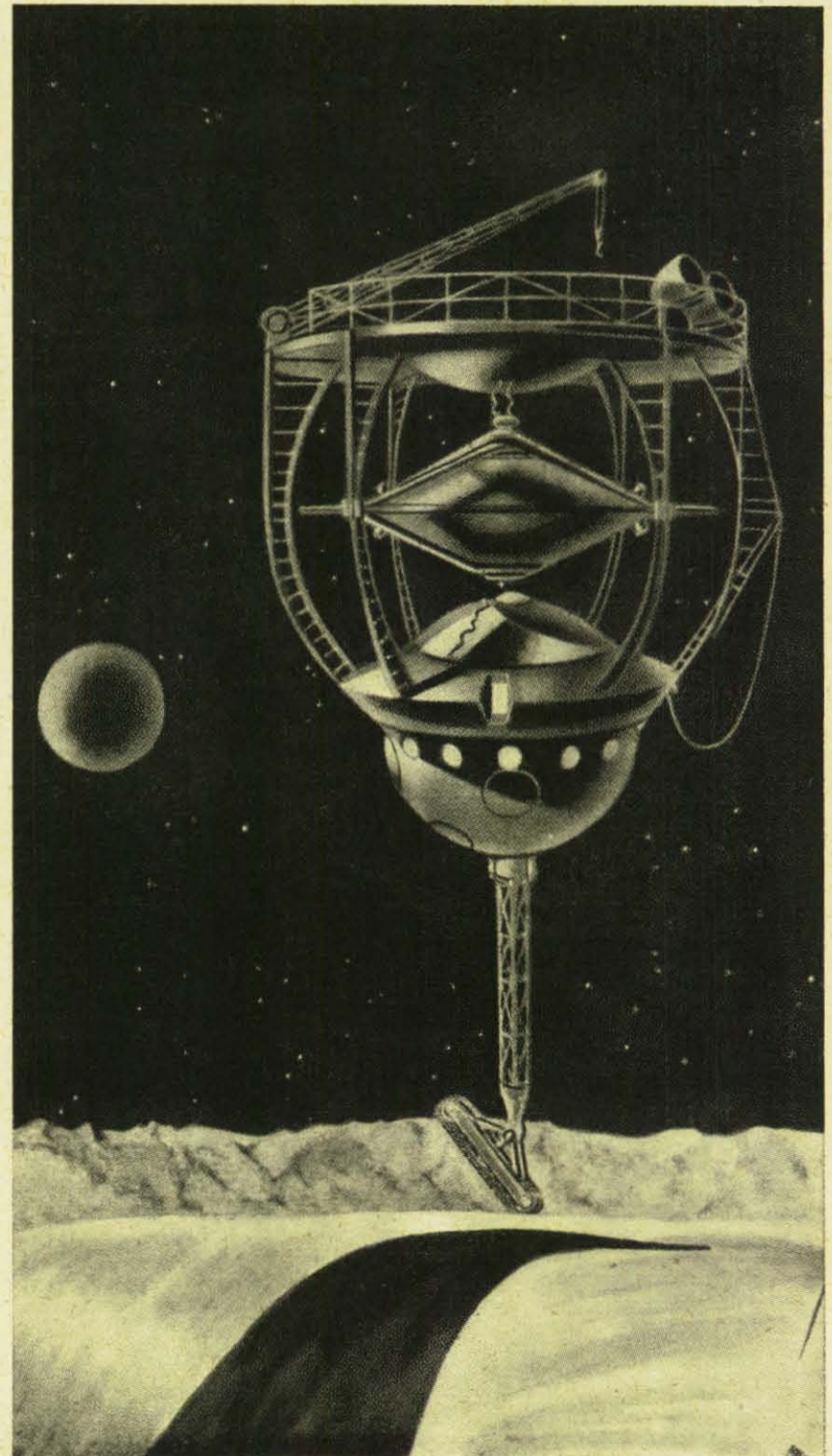
Welten genug — fertig zum Ausuchen.

Ob wir aber je eine dieser Welten erreichen, das steht buchstäblich in den Sternen geschrieben.

Sicher ist nur, daß mit Sputnik I und II etwas begonnen hat, was nicht ohne Folgen bleiben wird.

ENDE

**Mondauto**, entworfen von Professor Oberth. Das kugelförmige Gebilde über dem Fuß ist die Kabine für die Fahrgäste. Das Auto ist so konstruiert, daß es Bodenrisse glatt überspringen kann. Die Anziehungskraft des Mondes ist viel geringer als die der Erde und gestattet solche Hoch- und Weitsprünge infolgedessen ohne weiteres. Auf ebenen Strecken bewegt sich dieses Fahrzeug der Zukunft nach Art der irdischen Raupenschlepper.



Aus: Hermann Oberth, Menschen im Weltraum, Econ-Verlag, Düsseldorf



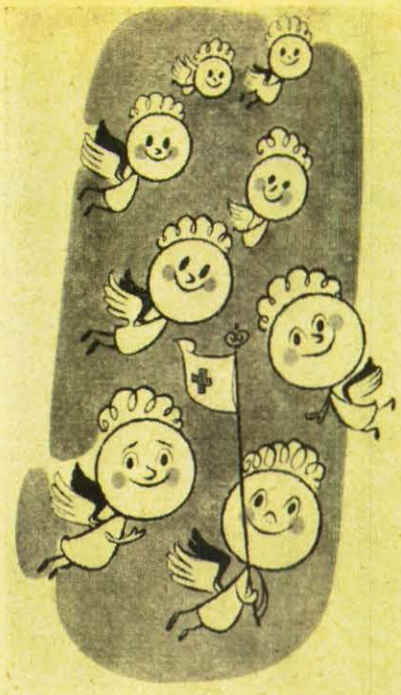
# Bleib gesund und schluck Bakterien

Es gibt nicht nur Krankheitserreger, sondern auch lebende Gesundheitserreger!

Neue medizinische Erkenntnisse brachten es ans Licht: Die Bakterien, seit den Entdeckungen Robert Kochs als Erzfeinde der menschlichen Gesundheit verfolgt und vernichtet, spielen in unserem Leben eine so entscheidende Rolle, daß wir ohne sie wahrscheinlich in kürzester Frist zugrunde gehen würden. Und nicht nur das. Auch als „Heilmittel“ haben sich diese winzigen Lebewesen einen hervorragenden Platz in der modernen Therapie erobert. Erfahrungen aus allen Bereichen der ärztlichen Praxis bestätigen das immer wieder.

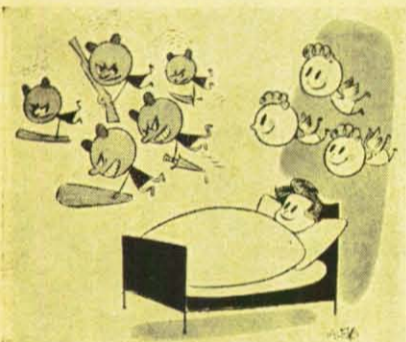


Neben den Erregern von Krankheiten...



... gibt es auch Gesundheitserreger!

Eines Morgens erwacht die 12 Jahre alte Inge mit schrecklichen Halsschmerzen. Sie ruft die Mutter. Die kommt, sieht und telefoniert sofort mit dem Hausarzt, der darauf seine Sprechstunde im Stiche läßt. Seine Diagnose ist ernst: hohes Fieber, ein flammend roter Rachen und



Sie schlagen die Bösen in die Flucht!

grau belegte Mandeln, eine akute Mandelentzündung im schwersten Stadium! Dennoch verzichtet der Arzt, Dr. Hans Kolb aus Wetzlar, auf alle chemotherapeutischen oder antibiotischen Heilmittel. Statt dessen erhält Inge alle zwei Stunden einen Eßlöffel mit Wasser, in dem ein paar Tropfen eines bestimmten Präparats aufgelöst sind. Inge muß diese Flüssigkeit möglichst lange im Mund behalten und sie dann erst herunterschlucken. Am nächsten Tag ist die kleine Patientin fieber- und schmerzfrei. Nach weiteren 24 Stunden sind auch die Beläge auf den zerklüfteten Mandeln verschwunden. Inge darf das Bett verlassen. Sie ist wieder gesund.

Wie ist dieser verblüffende Heilerfolg zu erklären? Und welche Bewandnis hat es mit der Arznei, die Dr. Kolb — die medizinische Wissenschaft verdankt ihm tiefe Einblicke in das geheimnisvolle Wechselspiel zwischen Mensch und Bakterien — sei-



Balancekunststücke mit den verschiedensten Arzneien werden völlig überflüssig

ner angina-kranken Patientin verabfolgte? Nun, es ist erwiesen, daß die Bakterien im menschlichen Organismus eine Aufgabe erfüllen, die ihnen durch kein Ersatzmittel abgenommen werden kann. Unsere Mundhöhle u. a. ist von zahlreichen Bakterien besiedelt (der Wissenschaftler spricht von einer sogenannten „Bakterien-Flora“), die dem Körper einen natürlichen Schutz gegen die Einwirkung krankmachender Keime verleihen. Bei schweren Infektionen kann es durch das Eindringen von Fremdbakterien zu einer Schädigung dieser Flora kommen. Häufig werden die körpereigenen Bakterien mit den hochwirksamen Krankheitserregern nicht fertig. Sie müssen daher, um den Organismus vor schweren Zerstörungen zu bewah-



Die Appetitlosigkeit verschwindet ganz

ren, bestimmte Abwehrstoffe oder Antikörper bilden, die das Heer der Eindringlinge unschädlich machen. Nach dieser Schlacht bleiben gewöhnlich ein paar körpereigene Bakterien zurück, die sich nun ungehemmt wieder teilen und vermehren können. Ein solcher Selbstheilungsvorgang führt zur völligen Wiederherstellung des ursprünglichen Gleichgewichts.

Leider bildet dieses biologische Wunder eine Ausnahme. Meist versetzen bakterienzerstörende Mittel, vor deren Gebrauch heute immer eindringlicher gewarnt wird, sowie antiseptische Präparate den überlebenden, körpereigenen Bakterien den Todesstoß. Übrigbleibt eine entartete Bakterienflora. Der von diesem Schicksal betroffene Mensch wird nun erst recht anfällig gegen Infektionskrankheiten aller Art. Vor allem im Kindesalter kann durch diesen Prozeß die Anwartschaft auf die später entstehenden degenerativen Leiden des Erwachsenen erworben werden. Kurz: Die Abwesenheit des Organismus läßt sich, wenn sie erst einmal untergraben ist,

durch die verschiedensten Medikamente zwar in einer Art von künstlicher Balance halten — eine vollständige Regeneration ist nur in den seltensten Fällen möglich.

Aus diesen Überlegungen ist man zu der Einsicht gelangt, daß — da den körpereigenen Bakterien eine so bedeutsame Rolle zukommt — die Zufuhr frischer, lebender Bakterienstämme vielleicht die wertvollste Unterstützung des angegriffenen Organismus darstelle. Die Bedeutung der Darmflora hat man schon seit längerer Zeit ziemlich gründlich erforscht. Daß aber auch die Mund- und Halsbakterien ein unersetzbarer, gesundheitserhaltender Faktor sind, haben erst die jüngsten Untersuchungen erwiesen.

Das Kernstück der neuartigen Therapie ist die genügend lange Einnahme von physiologischen, das heißt körpereigenen Bakterienkulturen. Normalerweise würde diese Auffrischung der vorhandenen Bakterienstämme automatisch erfolgen. In der Praxis wird aber ihre Zufuhr durch zivilisationsbedingte Störungen immer wieder unterbrochen. Diese Behandlungsweise führt oft zu derart überraschenden Effekten, daß selbst die Fachleute noch vor einem Rätsel stehen. Professor Mommsen, der bekannte



... daß Fachleute vor einem Rätsel stehen

Frankfurter Kinderklinikler, spricht sogar von einer Umstellung des gewohnten ärztlichen Denkens. „Aber“, so fügt er hinzu, „wer es einmal erlebt hat, wie ein blasses und infektaanfälliges Kind durch eine so einfache Maßnahme wie das Gurgeln und Schlucken von Bakterienlösungen sich in seinem Zustand entscheidend bessert, wird von dieser Art der Behandlung nicht mehr lassen.“

Welche Krankheiten können nun

mit der Hilfe der Bakterien-Therapie geheilt werden? Die Liste reicht von der gefährlichen Nasen- und Racheninfektion bei Säuglingen über Luft- röhren- und Kehlkopfentzündungen bis zur chronischen Mittelohrvereiterung. Eines der wichtigsten Ergebnisse dieser Behandlungsweise aber dürfte der weitgehende Verzicht auf die fast schon routinemäßig durchgeführte Herausnahme der Gaumenmandeln sein. Auf Grund jahrzehntelanger Erfahrung warnt Prof. Mommsen mit beschwörenden Worten vor diesem Eingriff, dessen Durchführung bei Kindern unter zehn Jahren einen ärztlichen Kunstfehler darstelle und bei Jugendlichen bis zum 20. Lebensjahr viel zu häufig erfolge. Dieser Warnung liegt eine einwandfreie Statistik zugrunde, wonach die Kinderlähmung in wesentlich höheren Prozentsätzen Kinder befällt, die keine Gaumenmandeln mehr haben, und derzufolge die schweren, tödlichverlaufenden Fälle ebenfalls weit über die zu erwartende Wahrscheinlichkeit hinaus bei den mandeloperierten Kindern zu finden sind.

Im allgemeinen bedeutet die Zufuhr frischer Bakterien eine so wirkungsvolle Umstimmung des Organismus, daß oft jahrelange Beschwerden plötzlich verschwinden, und die gesamte Konstitution gebessert wird. Kränkelnde Personen werden mit einem Schlage gesünder, leistungsfähiger und widerstandsfähiger. Die Appetitlosigkeit schwindet, und das blassere Aussehen weicht einer gesund durchbluteten Gesichtsfarbe. Daß diese Therapie unter ärztlicher Aufsicht durchgeführt werden darf, braucht kaum gesagt werden. Die Wiederherstellung der „Gründesundheit“ ist jedenfalls ein Erfolg, von dem sich der Bakterienjäger Robert Koch, dessen Pionierarbeit durch diesen Hinweis nicht geschmälert wird, kaum etwas hat träumen lassen.



Ja, Bakterienjäger Robert Koch würde wirklich staunen, wenn er noch lebte!



# Ich war in MEKKA

Copyright: Gebr. Weiß Verlag, Berlin-Schöneberg

## 6. Fortsetzung

Die Stadt bestand für mich aus dem Haram — dem Tempel um die heilige Kaaba — und aus einem Labyrinth lichtloser, erstickender Gassen, wo es nach Weihrauch und Armut roch; und überall wurde der Koran gelehrt, auf den Plätzen, in den Schulen ..., heilige Worte schwebten durch die stille Luft, von Kinderstimmen gesprochen, von jungen, von altersschwachen Stimmen.

So war die Stadt, von der ich jahrelang geträumt hatte, Mekka, al Makkil Makorabal

Das wirkliche Mekka aber scheint mit dem geträumten nicht die kleinste Ähnlichkeit zu haben, es ist hell, weit- ausgedehnt, farbenfroh, hat breite Straßen und hohe Häuser mit vielen lichten Fenstern, die oft keine Haremsgitter zeigen.

In jeder echt orientalischen Stadt — Dschidda, Marrakesch, Basrah — ist die Medina, also die arabische Altstadt, ganz scharf von den modernen Wohnvierteln getrennt; in Mekka aber rei- hen sich arabische, türkische und euro- päische Häuser nebeneinander, bunt und planlos. Und doch, obwohl jede Straße, jeder Platz sozusagen ein dreifaches Gesicht hat, drei verschiedene und ver- schiedenartige Zivilisationen wider- spiegelt, ist das Gesamtbild seltsam har- monisch; irgendwie scheint der weiße übermoderne Betonwürfel mit seinen breiten, schmucklosen Fenstern den alt- türkischen Palast mit seinen undurch- dringlichen Haremsterrassen brüderlich zu stützen. Und das arabische Lehm- haus, das in Damaszener Stil gebaut wurde und kein Fenster zur Straße auf- weist, paßt irgendwie zu der zartrosa europäischen Villa aus der Jahrhun- dertwende.

Diese Stadt, die seit mehr als einem Jahrtausend den Christen verschlossen ist, weist überraschend viele europä- ische Züge auf, ist breit und großzügig angelegt und kennt nicht die engen, dunklen Gassen, die jede arabische Me- dina kennzeichnen.

EINE STADT OHNE MITTELALTER

Dieser erste Eindruck vertieft sich immer mehr. Nicht nur die äußerlichen Kennzeichen des Mittelalters — also das Enge, Erstickende, die Fenster ohne Himmel, die lichtlosen Gassen — feh- len in Mekka, es ist auch die einzige muselmanische Stadt, die in ihren Mauern den dritten Stand, das Bürger- tum, aufblühen ließ.

Nur das christliche Beirut und die großen kosmopolitischen Städte Ägyptens haben einen wirklich entwickelten

lebensfähigen Mittelstand, sonst aber kennt der arabische Orient hauptsäch- lich höchsten Reichtum oder tiefste Ar- mut, jede Verbindungsbrücke zwischen beiden fehlt oder, wie im Irak, ist nur schwach angedeutet.

Um es grob und vereinfacht auszu- drücken, ist die arabische Welt beson- ders in ihrem Kern, in der arabischen Halbinsel, das Reich der Prinzen und der Bettler, der Realmillionär begegnet hier täglich dem Mann, der sich nie im Leben satt essen konnte und nie so viel Geld besessen hat, um die Mitgift zu zahlen, die jeder Muslim dem Vater seiner Braut vor der Hochzeit überge- ben muß.

Das Petroleum, dieser Strom schwar- zen Goldes, der sich täglich, stündlich über Arabiens Sand- und Steinwüsten ergießt, wird auch hier das Mittelalter verschleichen und einen gesunden Mit- telstand ins Leben rufen; sowohl König Saud wie der Prinz von Kuwait tun ihr möglichstes, um diesen natürlichen und — bei weiter zuströmendem und richtig verteiltem Reichtum — unvermeidlichen Entwicklungsprozeß zu beschleunigen.

Momentan aber weist jede islamische Stadt, und auch jede Medina in Fran- zösisch-Nordafrika, unverkennbar mit- telalterliche Züge auf, die, wieder grob und vereinfacht ausgedrückt — unge- fähr so zu beschreiben wären:

Palast und Hütte, Fetzen und kost- barster Schmuck, Privatflugzeuge und Lähmung durch Beriberi und Hungers- not.

Mekka aber ist eine Stadt mit einem lebensfähigen Mittelstand, was auch die gute, vornehme Kleidung seiner Ein- wohner sofort verrät.

Seit Jahrtausenden, lange vor Mo- hammed, war Mekka das Handelszen- trum der arabischen Welt und hier wohnte und gedieh seit Urzeiten nicht nur der königliche Handelsherr, der in jeder islamischen Stadt zu treffen ist, sondern auch der kleine und mittlere Kaufmann, der Handwerker, der Hotel- besitzer. Doch Mekkas Mittelstand wird hauptsächlich von den Muallims gebil- det, die die Pilger — deren Zahl oft eine Viertelmillion jährlich erreicht — durch das komplizierte Zeremoniell des Hadsch führen müssen.

Ein Pilger — und wenn er die Sitten noch so genau kennt —, der die heiligen drei Tage ohne Führer verbringt, hat kein Recht, sich Hadsch zu nennen.

Diese Kleinbürger Mekkas — Mu- allims, Handwerker, Kaufleute — haben, trotz dem ewigen Pilgerstrom, der hier Mohammedaner aus allen Ländern zu- sammenführt, ihr Blut völlig rein er- halten. Ich sehe unter ihnen die schön- sten Männer arabischen Blutes, denen ich je begegnet bin.

Die Sitte, Sklavinnen in die Harems aufzunehmen, Negerinnen zumeist, hat es mit sich gebracht, daß oft Mulatten die Träger der höchsten arabischen Na- men sind; — sogar der König Abdullah von Jordanien, ein Haschemit, dessen Stammesbaum bis Mohammed, manchen Autoren nach sogar bis Abraham reicht — hatte knapp vor seinem Tod eine Negerin als dritte Frau geheiratet; an- geblich war auch dieses einer der Grün- de seiner Ermordung im Jahre 1951.

Nur die Haschemiten — bis auf die Ehe von König Abdullah, die übrigens kinderlos blieb — haben ihr Blut durch strengste Verwandtenehen ganz rein erhalten, aber der jetzige junge König Hussein von Jordanien, wie auch seine Mutter, Königin Zein, sind überzüchte- te Treibhauspflanzen, die den Gefahren und der Härte der Wüste — der Urhei- mat der Araber — nicht mehr gewach- sen wären.

Mekkas Kleinbürger aber sehen un- sagbar zäh, gesund und kernig aus, ihr Stand ist weitausgedehnt und ihre Ehe- gesetze waren nie streng, so daß sie ihre Frauen aus einem breiten Kreis wählen durften und ihnen die Gefahren der In- zucht erspart blieben.

Auch hier hielt sich der Kleinbürger, schon aus ökonomischen Gründen, nie Sklavinnen, so daß sein Blut gleich- zeitig rein und kräftig blieb, so ist es auch möglich, daß ich auf jedem Schritt Menschen von großer Schönheit und Adel begegne, Gestalten wie aus der Bibel entstieg, reinsten semitischer Prägung.

Vielleicht hat Mekkas Bürgertum — aus dessen Reihen einst der Haschemite Mohammed abu ul Kasim, der Prophet, stammte — wieder eine große Mission vor sich: wie ein Sauerteig diese unge- heuer große arabische Halbinsel zu durchdringen und zu beleben, die sonst den dritten Stand nicht kennt und ohne ihn aber sich nicht weiter entwickeln kann.

„Diese Stadt ist nie arm gewesen“, muß ich plötzlich laut denken und ver- gesse wieder, daß meine Stimme hier weit trägt.

„Ja“, sagt Hussein leise, „der kleine schwarze Stein, die Kaaba und die Pil- ger haben uns immer ernährt, dank Gottes Gnade.“

„Alle anderen Städte der Erde haben Hungersnot und Armut gekannt, nur Mekka nicht, die Heilige: Gott hat uns immer geschützt, seit Adam Eva am Berge Arafat, zwei Schritte weit von hier, begegnet ist.“

„Wir haben nie einen Ungläubigen in unseren Mauern geduldet, vielleicht deswegen hat uns Gott immer ge- schützt.“

Wieder ist seine Stimme bitter und hart, ich will nicht daran denken, was aus mir werden kann, wenn mich Hus- sein hier im Stich läßt ..., ich will nicht daran denken.

Der Zauber der Stadt hält mich auch wieder gefangen, wirklich, die Luft ist hier anders als überall sonst, nur in manchen Städten Palästinas, die Pro- pheten geboren und mit blindem Haß verfolgt haben, verspürte ich den glei- chen, geheimnisvollen Hauch; in die- ser Luft muß jede Flamme lodern, die lichtbringende, wie die zerstörende.

Wehe dem Menschen, der hier ge- haßt und verfolgt wird.

Und doch wirkt die Stadt sonnig, lebensfroh und heiter.

Das sittenstrenge Dschidda, in des- sen Straßen nie eine Frau zu sehen ist, scheint einer anderen Welt anzuge- hören. Hier sehe ich Frauen aus Indi- en, aus Persien und Java, alle mit bedeckten Haaren, aber mit unverhüll- tem Gesicht: Frauen aus verschiedenen Ländern, die nur die gemeinsame Re- ligion in dieser Stadt vereint.

Ich muß an die Worte des Korans denken, die hier geboren wurden und die sogar den Toten irdische Freuden versprechen:

„Unberührte Mädchen mit Brüsten aus Alabaster und schönen schwarzen Augen werden Eure Frauen sein.“ (LII, 20.)

Plötzlich aber ändert sich das Bild der Stadt. Die Frauen verschwinden in den Häusern oder Moscheen, die Autos bleiben stehen und auf allen Plätzen sammeln sich die Männer zum Gebet. Deutlich höre ich die Worte eines Imams:

„Ahuz billahi min esch Scheitani er Rajimi“, mit Gottes Hilfe werde ich mich von Satan dem Bösen befreien.

Nur sehr selten werden diese Worte vor dem Gebet gesprochen; vielleicht hat eben diese Stadt mehr als eine an- dere gegen das Böse zu kämpfen, denn auch die letzten Worte des Korans, der ja hier entstanden ist, sprechen von diesem Kampf:

„Der Herr soll uns vom Satan be- freien, der den Herzen das Böse ein- flüstert.“

Keine Stadt vielleicht ist mit soviel Licht gesegnet und mit soviel Finster- nis belastet wie diese. Nirgends auf der Welt beten die Menschen so gläubig und tief wie hier. Aber auch nirgends darf ein Mensch seinen Nächsten un- gestraft töten, weil er einen anderen Glauben hat. Jeder dieser frommen Betenden aber könnte mich jetzt um- bringen und hätte kein Verbrechen begangen.

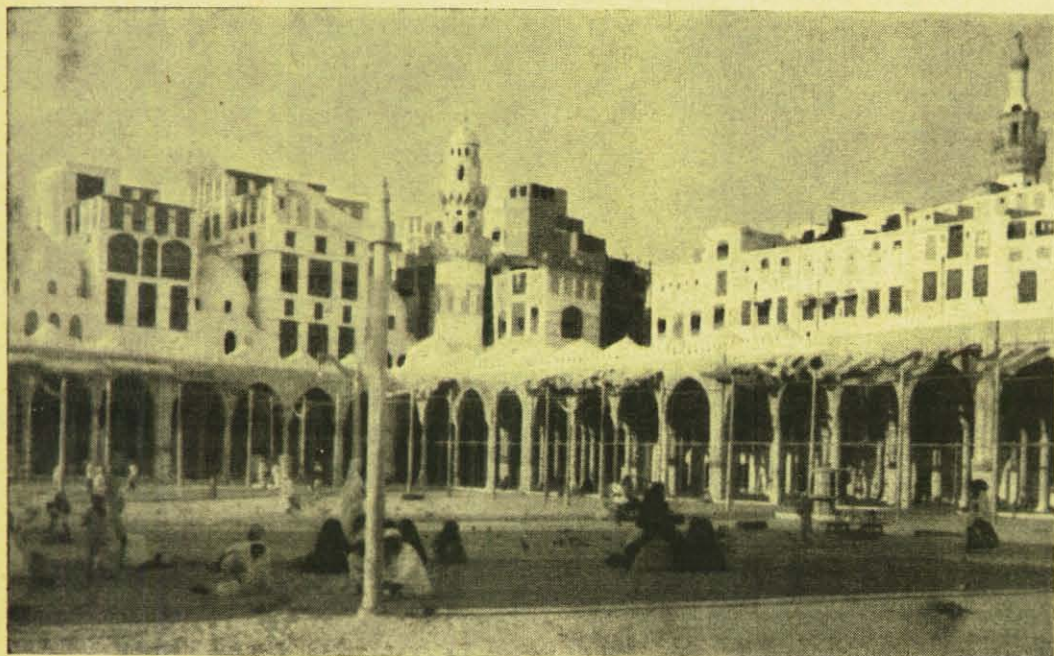
„Ich muß auch mit den anderen be- ten“, sagt Hussein plötzlich und läßt mich allein im Auto.

In der Regel muß jeder Moslem zu den vorgeschriebenen Stunden fünfmal täglich beten; wenn er diese Vorschrift aus dringenden Gründen nicht einhal- ten kann, darf er auch später die ver- säumte Andacht nachholen. So ver- sieht auch der Verkehrspolizist auf diesem Platz weiter seinen Dienst. Er blickt sogar sehr eifrig um sich und kommt plötzlich auf meinen Wagen zu. Wir haben gegen die Vorschrift ge- parkt, durchzuckt es mich, und jetzt wird er mit mir sprechen, mich aus- fragen ...

Aber schon nähert sich, blaß und schwankend wie ein alter Mann, Hus- sein, er sieht so elend aus, daß ihn der Polizist selbst fragt ob er merid, krank, sei. Hussein setzt sich schweigend ans Steuer und wir fahren weiter.

Einige Häuser weiter bleibt er wie- der stehen und fängt an zu sprechen, leise und ohne mich anzublicken.

„Vorher beim Gebet hat Gott zu mir gesprochen ..., wir haben ein Verbre- chen begangen. Sie sind doch eine Christin und ich habe Sie hierher ge- bracht, nach Mekka, in die Heilige



Der Haram in Mek- ka ist — so heißt es im Koran — der erste Tempel Gottes. Unser Bild zeigt diesen Tempel, der als „heil- lig und im wahren Licht leuchtend“ bezeichnet wird. Er steht mitten in der Stadt, und zu ihm pilgern die Mohammedaner aus allen Teilen der Welt. Leben und Wärme sind das Kennzeichen der Hei- ligen Stadt, deren Straßen, je weiter die Nacht vorrückt, lichter und farbenfroher werden. Große, alte Prunkbauten beherr- schen das Straßen- bild. Im Baustil ent- sprechen sie den Pa- lästen in der Haupt- stadt von Saudiara- bien, Er Riad, wirken aber mächtiger und auch stolzer. Dane- ben gibt es viele kleine Lehmhäuser.



Stadt! Sie müssen mir schwören, Mus-Sie und mich selbst an. Das Haus vor uns ist eine Polizeistation!"

Irgendwie habe ich auf diese Worte gewartet, ich habe immer gewußt, daß er sie mir sagen würde, sagen müßte.

„Warum zögern Sie? Was hält Sie zurück? Wissen Sie nicht, daß in Medina neben Mohammeds grünem Grab sich auch ein leeres Grab befindet für Isa ibn Mirjam, für Jesus, Sohn von Mirjam. Auch uns Muslims sind Christus und seine Mutter, so wie viele Propheten der Bibel, heilig.“

Der Islam hat das Christentum nur vollendet, nicht aufgehoben und zerstört. Sie verleugnen Ihren Gott, wenn Sie zu uns übertreten.“ So spricht er lange zu mir mit der Glut, mit dem Fanatismus des Wahabiten, aber ich kann ihm nicht die Antwort geben, die er von mir erwartet: ich bin in Rom, im Schatten der größten Kirche der Christenheit geboren.

Lange Zeit ist es ganz still um uns, dann spricht er wieder mit zitternder Stimme:

„Die Strafe ist lebenslängliches Gefängnis, das Wußt Sie schon vorher, nicht wahr? Und zwei Jahre Gefängnis auf jeden Fall, auch wenn Sie nach der Verhaftung Muslim werden.“

„Ich weiß es, Hussein, und für Sie steht auch Ihre Freiheit und Ihre Zukunft auf dem Spiel, tun Sie es nicht, ich habe doch Vertrauen zu Ihnen gehabt, ich bin als ihr Gast mit Ihnen gekommen, und der Gast ist heilig in diesem Lande, auch wenn er ein Verbrechen begangen hat.“

„Hätten Sie meinen eigenen Vater getötet, so würde ich Sie schützen, solange Sie in meinem Wagen sitzen, aber daß Sie hier sind, ist ein Verbrechen gegen Gott, und ich muß Sie anzeigen . . . versuchen Sie, mich zu verstehen und mir zu verzeihen, ich kann nicht anders.“

Er verläßt den Wagen, müde und gebückt wie ein Schwerkranker geht er auf das Polizeigebäude zu und verschwindet unter dem großen Tor.

Mit großen, starren Augen blicke ich auf das Tor der Polizeistation, ich habe immer noch die Hoffnung, daß Hussein im letzten Augenblick vor der Anzeige zurückschreckt; doch die Zeit vergeht — Sekunden, Ewigkeiten — und er kehrt nicht zurück.

Dann aber erwacht mit plötzlicher, hinreißender Gewalt mein Selbsterhaltungstrieb . . . nein, ich lasse mich nicht so verhaften und vielleicht lebenslänglich einsperren; Mekka ist schließlich eine Stadt von dreihunderttausend Einwohnern, wo ich auch untertauchen kann, trotz meiner ägyptischen Melaja, trotz meiner amerikanischen Schuhe . . .

Rasch steige ich aus dem Auto und biele sofort um die nächste Ecke in eine breite, belebte Straße . . . Wie viele Menschen um mich! Und jeder von ihnen könnte mich töten, ohne gestraft zu werden.

„Man müßte den Täter nach einigen Wochen Gefängnis begnadigen, denn er hätte in heiligem Zorn gehandelt“ — sagte mir noch gestern der Polizeipräsident von Dschidda.

Oh! Ich bin genug gewarnt worden, und es ist nur meine Schuld, wenn ich dieses Spiel mit meinem Leben bezahlen muß.

War es aber wirklich ein Spiel? Lebt nicht, tief in mir, etwas wie Liebe zu dieser heiligen, schrecklichen Stadt?

Wie bunt, wie lebendig sind diese Häuser, und in allen Farben der Welt scheinen sie zu leuchten — gelb, blau, rosa und braun . . .

. . . und wie lebendig, freudig und warm ist diese breite, großzügige Stadt, diese Stadt ohne Schlaf, deren Straßen, je weiter die Nacht vorrückt, immer lichter und lebendiger werden.

„Mekka ist nur in den Gebetsstunden und zur Zeit der Pilgerfahrt heilig“, sagen die alten Beduinen in Kuweit, „sonst ist sie aber eine Stadt des Lasters. Oft kommt es vor, daß unsere Männer dorthin als Pilger kommen, und sie hatten noch nie eine Frau berührt, denn es ist bei uns Sitte, daß ein

Mann nur in der Ehe eine Frau kennt. Aber wenn sie Mekka verlassen, sind ihr Blut und ihre Sitten verdorben; denn es leben in der Heiligen Stadt viele Frauen, die dorthin als fromme Pilgerinnen kamen, Dann aber für immer blieben und ihr Leben ist nicht mehr fromm.“

Es ist inzwischen Nacht geworden und bald werden nur mehr der Stadt wandern, leicht verschleiert oder mit ganz unverhülltem Gesicht. Frauen, von denen man erwartet, daß sie irgendetwas Antwort geben, wenn ein Mann sie anspricht.

Wie werde ich antworten, wie werde ich mich wehren, wo ich Arabisch kann? Es wird aber bald soweit sein, schon vermindert sich die Zahl der sittsam verschleierten Frauen, bald werden nur noch die Anderen zu sehen sein, „deren Leben nicht fromm ist“.

Der echte Araber beschützt und ehrt die Frau, obwohl, oder vielleicht weil er in ihr ein ewiges Kind sieht, das immer einen Vormund brauchen wird; die arabische Sprache ist auch die einzige der Welt, die die Frau Heiligtum, Harem nennt.

Nirgends ist eine Europäerin, wenn sie sich den Landessitten entsprechend benimmt, so sicher wie unter echten Arabern. Die Beduinen — besonders in Kuweit oder in Saudiarabien — werden nicht einmal den Blick auf sie richten, um ihr unverschleiertes Gesicht nicht zu sehen.

Diese Erfahrung durfte ich in den tiefsten und angeblich gefährlichsten arabischen Wüsten machen, und wenn meine Begegnung mit dem Besitzer des braunen Cadillacs hauptsächlich ist, so geschah das hauptsächlich, weil ich selbst ohne jede Begleitung auf der Mekkastraße ging; weil ich mich also selbst nicht nach Landessitte benommen hatte.

Aus vielen kleinen Anzeichen muß ich jetzt merken, daß die Stunde nahe, wo nur Frauen, die jeder Mann ansprechen darf, auf der Straße gehen . . . Dann muß ich früher oder später entdeckt und entlarvt werden, es ist unvermeidlich.

Soll ich mich nicht besser selbst stellen? Es ist ohnehin unmöglich, daß ich Mekka verlassen kann, ich habe nicht einmal Geld bei mir, nicht einen Rial. Und was würde mir auch Geld nützen? Sobald ich auch nur ein Wort sagen würde, wird jeder in mir, aus der hellen Stimme, aus der falschen Aussprache, die Fremde, die Europäerin, vermuten.

Doch immer wieder, wenn ich einen Polizisten sehe — es gibt hier viele, mehr als in Dschidda, die den Verkehr dieser Stadt wäre es Frevel, Gotteslästerung.

So vergehen die Stunden, bis mir auf einmal klar wird, daß ich nicht weiter kann, daß meine Kräfte einfach versagen. Ich muß irgendwo sitzen, die Augen schließen, ausruhen. Ich sehe einen kleinen Hof vor mir, in dem viele Frauen am Boden sitzen und beten.

Eine Moschee!

Nein, das darf ich nicht, und wenn ich vor Müdigkeit umsinke; ich bin eine Christin, ich darf eine Moschee nicht betreten, für jeden Einwohner dieser Stadt wäre es Frevel, Gotteslästerung.

Ein nervöses Zittern durchzuckt mich, so stark, daß ich nicht die Kraft habe, weiterzugehen, nicht darf aber nicht länger hierbleiben, vor dem Tor dieser Moschee.

In diesem Augenblick berührt eine Hand meine Schulter.

Es ist die alte, abgearbeitete Hand einer alten Negerin, einer Sklavin.

„Meskina“, sagt sie und hat Mitleid mit mir, weil ich so zittere.

Dann spricht sie leise weiter, es dauert aber eine Weile, bis ich endlich begreife, daß die ersten Worte, die Mekka zu mir spricht, diese Stadt, wo angeblich mich jeder tödlich hassen müßte, Worte des Erbarmens und der Liebe sind.

Dann ertönt wieder über mir die Stimme des Muezzins, wie vor vielen

Stunden, als ich die Heilige Stadt zum erstenmal betreten hatte:

„Allahu akbaru, Allahu akbaru, Allahu akbaru.“

Die alte Negerin versucht eine Weile, mich in die Moschee zu begleiten, dann betritt sie allein das Gebetshaus. Für die Frauen ist es absolutes Gebot, die fünf täglichen Gebete zu der vorgeschriebenen Zeit zu verrichten, sie hat nicht, wie der Mann, einen Beruf, der eine Verschiebung der Gebetsstunden rechtfertigen kann.

„La Illaha illa Allah, la Illaha illa Allah, la Illaha illa Allah!“

Keine Frau ist mehr auf der Straße zu sehen; nur einige Männer knien auf dem Trottoir, die Moschee zu begleiten, andere auf kleinen Gebetssteppichen, andere auf nackten Steinen.

„Mohammedun Rasul Allah, Mohammedun Rasul Allah!“

Seit der Hedschra, also seit der Flucht des Propheten vor mehr als 1300 Jahren, beten die Muslims der ganzen Welt, in Südafrika wie in Paris, in Indien wie in Spanien, beten mit dem Gesicht dieser Stadt zugewandt, sie sehen hier ihre heilige Heimat, das ewige Herz des Islams.

Ich spüre selbst, wie stark dieser Strom um mich ist, wie schön es wäre, wenn ich selbst niederknien und beten könnte . . . ich darf aber nicht; jeder, aber auch jeder Mensch um mich würde es als Frevel betrachten und wäre bereit, mich mit dem Tod zu bestrafen.

In den Moscheen sagt der Iman meist laut eine Sure des Korans und die Gläubigen wiederholen leise seine Worte, hier aber, auf der Straße, kann jeder die Sure wählen, die ihm zusagt und sie leise oder lauter vor sich hinsprechen.

Einer der Auser meiner Seite betet Verse aus der dritten Sure, und dieses schwerste Koran-Arabisch klingt so vertraut, so verständlich an meine Ohren. Ich habe in Wien Teile des Korans studiert in dieser Sprache, die ich im täglichen Leben nicht verstehe . . . totes Wissen also, das mir keine Rettung, keine Hilfe bringen kann.

Unwillkürlich verfolgte ich aber das Gebot des Mannes:

„Gott ist die höchste Wahrheit; tretet zum Glauben Abrahams über, der nur einen Gott verehrte und sich von Götzenanbetern nicht beflecken ließ . . .“

Der Mann aber, und auch die anderen, die an seiner Seite beten, sind schon längst auf mich aufmerksam geworden, immer öfter, immer eindringlicher blicken sie auf mich zu.

Mein Gott, betende Männer in der Nacht von Donnerstag zum heiligen Freitag . . . sie werden mich zerreißen, wenn sie die Wahrheit entdecken.

Und ich habe keine Macht über meine Nerven, ich muß weiter, unaufhaltsam, zittern, und habe einfach nicht die Kraft, weiterzugehen, der gefährlichen Nähe der Moschee zu entfliehen.

Jetzt steht einer der Männer auf und kommt auf mich zu; er ist groß, jung und stark, er könnte mich zermalmen, wenn er wollte.

Der Mann hat eine Hand auf meinen Arm gelegt und führt mich mit sanfter Gewalt zu einer kleinen steinernen Sitzbank, die in der Mauer eines nahen Hauses eingebaut ist.

Und wieder spricht Mekka zu mir, diese Stadt, in der jeder Christ angeblich nur tödliche Feinde hat, und wieder sind es Worte des Erbarmens, des Mitleides:

„Meskina, Arme!“, sagt auch der Mann wie die alte Sklavin, dann führt er noch hinzu, um mich zu trösten, um mir Mut zu geben:

„Allah akbar, Allah Rahman. Gott ist groß und barmherzig.“

Dann kehrt er wieder zu seinem Gebet zurück; und ich verberge das Gesicht in den Händen und schäme mich, weil ich vergessen hatte, daß der Gott, zu dem die Menschen von Mekka beten, groß und barmherzig ist, daß Er der gleiche ist, zu dem ich bete.

„La Illaha illa Allah.“

Ja, es gibt nur einen Gott in allen Tempeln, nur einen Vater für alle Geschöpfe, und wir alle auf Erden sind seine Kinder. Ich habe diese Worte oft gehört und selbst gesprochen, doch erst in diesem Augenblick glaube ich daran.

Und auf einmal ist es in mir, als seien diese Worte auch für mich im Koran geschrieben worden, als spreche durch

sie der Prophet selbst zu mir; gütig und milde, wie es seine Art war, denn er hat in seinem Leben viel mehr gesegnet als geflucht, viel mehr verziehen, als verdammt.

„Hab keine Angst, Nasranija“, so klingt jetzt seine Stimme in mir, „Mekka wird dich nicht töten, es wird dir Asyl gewähren, denn du bist nur ein Mensch, der hien die Ewigen ehret.“

Ein Gefühl der Sicherheit, der Befreiung überkommt mich, dann ist es Freude, Glück, Rausch! Ich weiß auf einmal, daß mir die Araber meinen Besuch in ihrer Heiligen Stadt verzeihen, daß sie ihn nicht als Frevel und Entweihung betrachten werden.

„Vielleicht“, so träume ich vor mich hin, während ich wieder durch die nächtliche Stadt wandere, „vielleicht werden von nun an andere Christen Mekka besuchen dürfen und diese Luft atmen, die sogar auf mich, die ich von Angst und Reue gequält war, so befreiend und beglückend wirkt.“

Wie lange wandere ich als Christin durch Mekka und sehe keine Feinde um mich, Schwebende in tödlicher Gefahr und fühle mich so sicher wie ein Kind auf dem Mutterschoß?

Ich weiß es nicht, vielleicht waren es Stunden, vielleicht nur einige Minuten. Auf einmal aber muß ich den Gipfel verlassen und wieder in die Tiefe versinken, wo der Mensch der Feind des Menschen ist, wo Angst und Mißtrauen herrschen.

Ein Mann kommt auf mich zu, durch die einsame, halbdunkle Gasse, versperrt mir lachend den Weg; es ist späte Nacht, und eine Frau, die allein zu dieser Stunde durch die Straßen wandert, muß auf ähnliche Abenteuer gefaßt sein.

Gib aber würgt die Angst wieder, als gäbe es keinen Gipfel mehr, wo alle Menschen Brüder sind; und als der Mann, ein Mulatte in weißer Galabia, die Hand ausstreckt, um meinen Gesichtsschleier zu heben, schreie ich laut und gellend durch die Nacht.

X.

Mein Schrei, oder war es vielleicht meine grelle, europäische Stimme?, überrascht den Mann derartig, daß er mich sofort losläßt; er blickt sogar finstlerig auf mich und spricht die Finger der Rechten in der Richtung meines Gesichtes: es ist die Hand von Fathma, die die Araber gegen den bösen Blick schützen sollen.

Warum hat mein Angreifer plötzlich Angst vor mir? Warum sieht er mich so an?

Ich grübele nicht darüber nach, sondern entferne mich, so rasch ich kann und biege sofort um die nächste Ecke.

Doch warum ist die Luft plötzlich so kühl? Warum brennt auf einmal das Licht so stark in meinen Augen?

Ich halte in meiner Flucht inne, und zum erstenmal in meinem Leben fürchte ich, ohnmächtig zu werden, ohnmächtig aus Angst:

Ich habe meinen Gesichtsschleier verloren.

Jeder, der vorübergeht, kann mein nacktes Gesicht sehen mit der weißen Haut und den hellblauen Augen; und nicht jeder wird erschrecken und glauben, ich sei ein böser Geist, wie der Mulatte.

Ohne Schleier habe ich nicht mehr die kleinste Chance, mich zu retten, ja, nicht einmal lebend bis zu einer Polizeistation zu kommen.

„Wenn du dich vor dem Löwen fürchtest, so wird er dich zerfleischen“, sagen die Beduinen in der tiefen marokkanischen Sahara. „Trittst du ihm aber entgegen, so weicht er vor dir zurück. Nicht der Löwe, nur deine eigene Angst bringen dir Tod und Verderben.“

Ich muß mich beherrschen und meine Angst besiegen; ich muß meinen Weg zurückgehen, bis dorthin, wo ich den Mulatten getroffen habe . . .

Vom ersten Augenblick an hatte ich mich vor diesem Mann gefürchtet in übertriebener, fast krankhafter Art, und bestimmt nur deswegen, weil ich erschrocken und unbeherrscht davongearannt war, hatte ich den Schleier verloren.

„Nicht der Löwe, nur deine eigene Angst bringt dir Tod und Verderben.“

Fortsetzung Seite 18





Die motorisierte Polizei in der Türkei trägt heute gutsitzende Uniformen und blanke Lacklederstiefel. Die Motorräder sind britischer Herkunft wie überhaupt die ganze Organisation der englischen Polizei angepaßt ist. Es war Kemal Atatürk, der seinerzeit die Modernisierung der türkischen Polizei einführte. Sie geht Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Erschließung des Landes und dem sehr lange entbehrten sozialen Fortschritt.



Begegnung mit dem 16. Jahrhundert. So sahen die Yeniciagasi-Polizisten im Jahre 1547 aus. Als Wachsfiguren fristen sie heute im Polizeimuseum von Ankara kein unnützes Dasein. Die Sammlung umfaßt viele Gegenstände wie Polizei-Trophäen, Modelle und anderes Material, das 400—500 Jahre alt ist. Die neuen Polizeianwärter finden hier auch heute noch Anregungen und manches Wissenswerte für ihre praktische Arbeit.

## Dieser Bettler ist verdächtig!

Türkische Polizisten sind Meister der Schminkkunst

Die Modernisierung eines Landes erstreckt sich nicht nur auf die Gleichberechtigung der Frau, das Auto und den Wolkenkratzer. Vor allem muß die Polizei umgeschult werden, um den neuen Anforderungen gerecht zu werden. Dies geschieht heute in der Polizeischule von Ankara nach neuesten Richtlinien.



Ein verdächtiger Bettler wird von zwei Polizisten beobachtet und schließlich auf die Wache gebracht. Wer aber beschreibt das Erstaunen der Hüter der Ordnung, als sich der „Verdächtige“ als ein gut getarnter Kollege entpuppt.

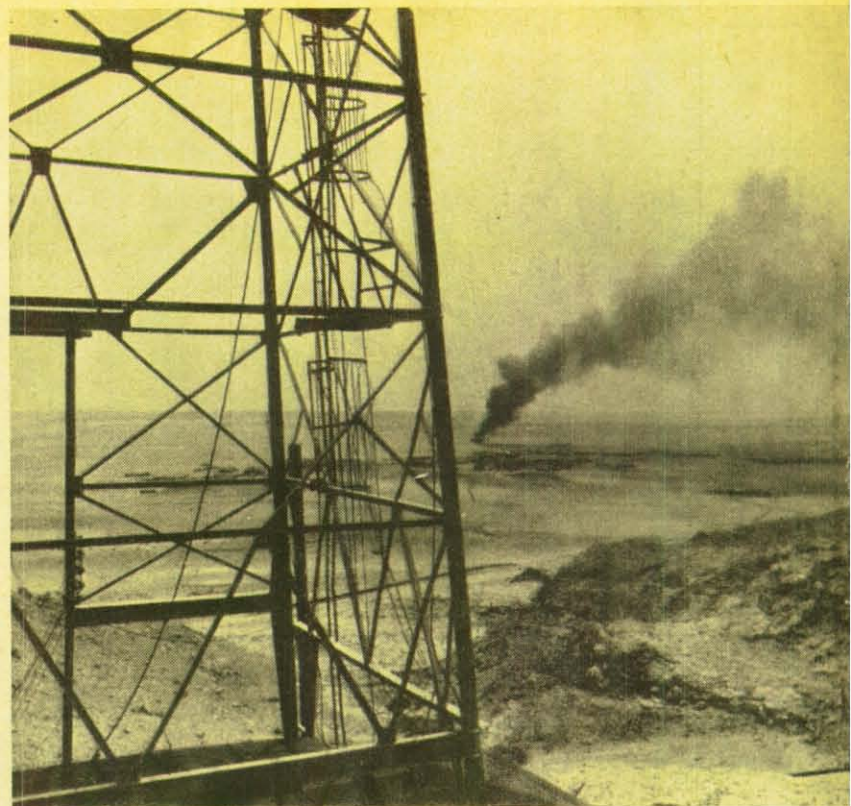
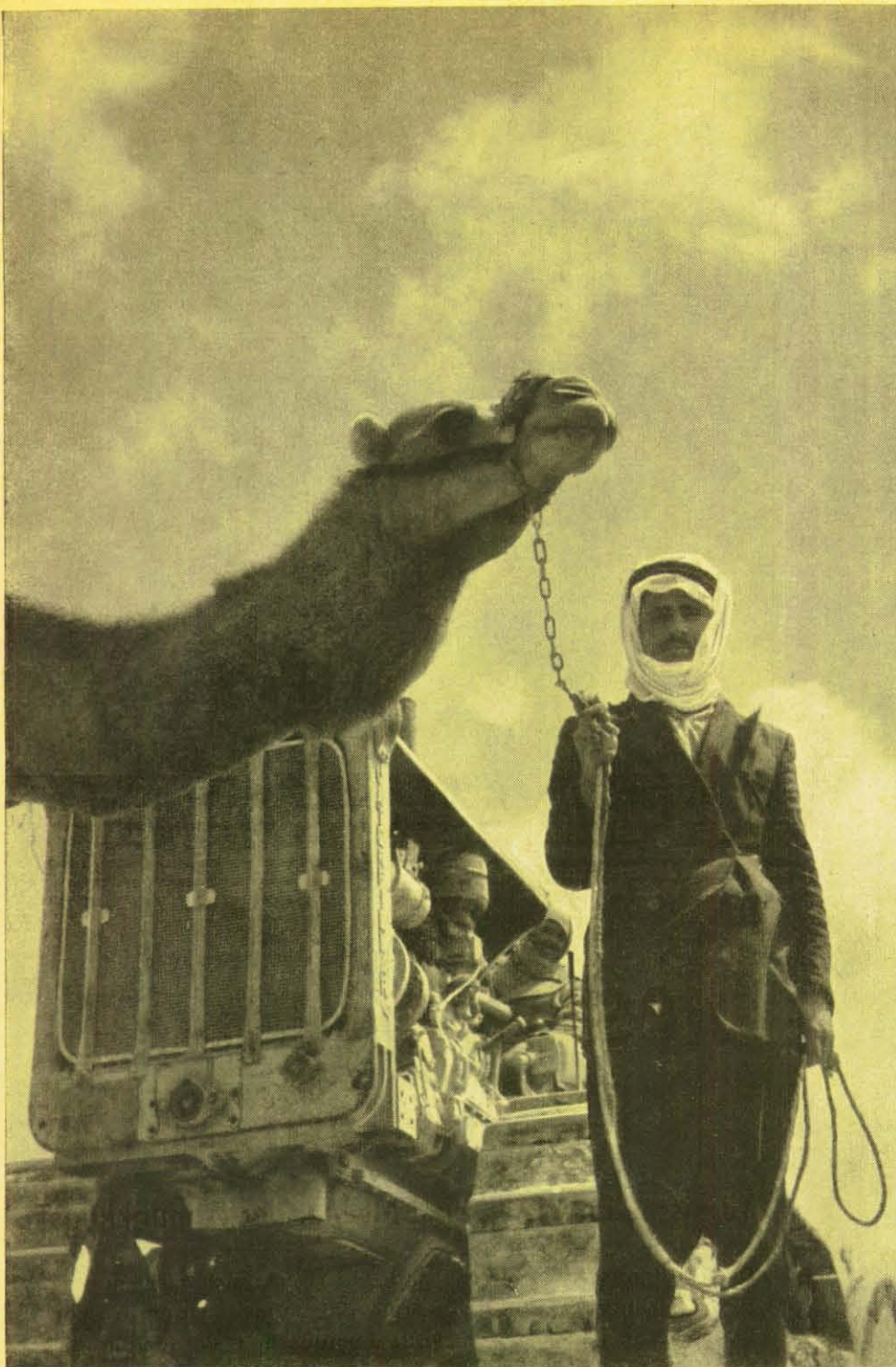


Ein Make-up-Experte weiht eine Klasse angehender Polizisten in die Geheimnisse und Kniffe des Schminkens ein. Es kommt oft vor, daß ein Polizist sich in kürzester Zeit verkleiden und entstellen muß. Deshalb ist es wichtig, daß er für den Notfall weiß, wie es gemacht wird. Nur sorgfältige Übung garantiert einen Erfolg.



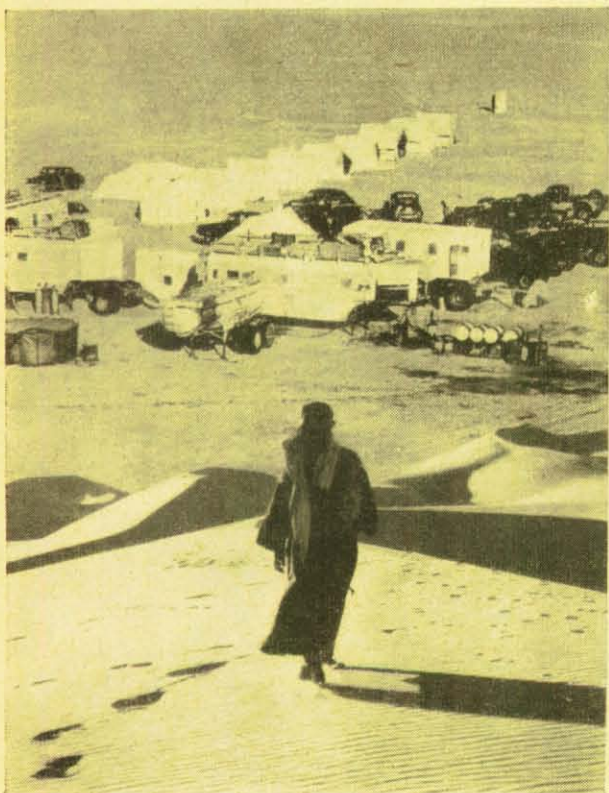
Es dauert zu lange, bis der eigene Bart gewachsen ist. Deshalb wird hier ein künstlicher angeklebt, und zwar so fest wie möglich, denn man kann nie wissen, welche Zerreißproben er auszuhalten hat. Gar nicht selten muß sich ein Polizist als Arbeiter, Bauer oder Bettler unter das Volk mischen, um eine Spur zu verfolgen.



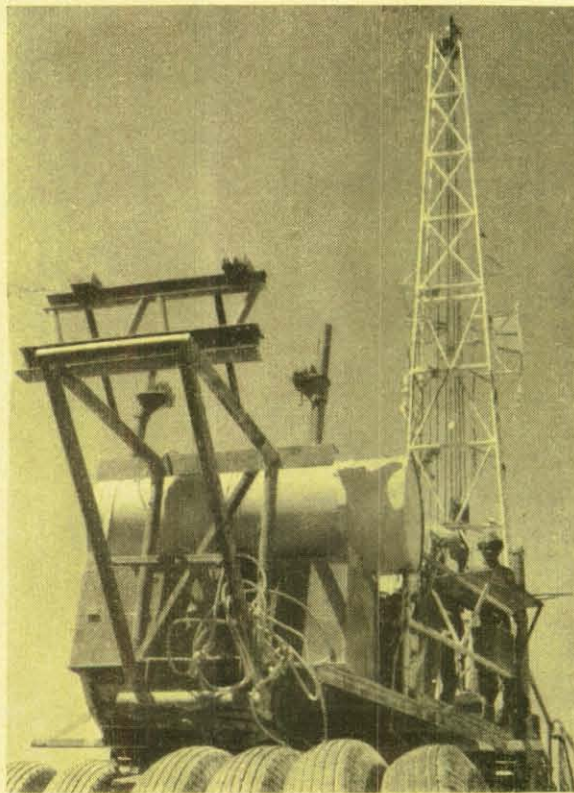


◀ **Neben dem Kamel die Maschine**, neben der alten Kopfbedeckung die europäische Kleidung — das ist das neue Gesicht der Sahara! Das Monopol der Kamele war zwar schon 1923, als Raupenfahrzeuge Karawanendienste übernahmen, zu Ende gegangen, jetzt aber bricht mit den Ölsuchern endgültig für die Wüste das technische Zeitalter an.

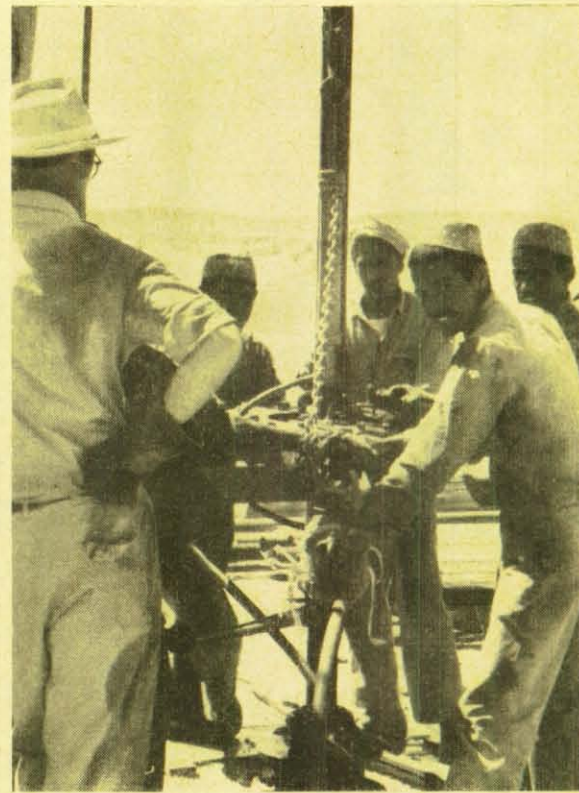
▶ **Die Erdgasflamme** brennt Tag und Nacht, um eine unterirdische Explosion starken Gasdrucks zu vermeiden. Kilometerweit zieht sich die schwarze Rauchfahne am wolkenlosen Himmel unter der glühenden Sonne hin.



**Durch die unendlichen Weiten der Sahara** kurven Erdölsuchtrupps, schlagen hier und dort ihre Zelte auf. Jede Karawane besteht aus vielen Autos, mehreren Wohnwagen und Raupenfahrzeugen. Zum Trupp gehören Ingenieure und Geologen, Hilfsarbeiter und Köche, ortskundige Führer und ein Tropenarzt.



**Fahrbare Bohrtürme** sind das wichtigste Gerät der Suchtrupps. Sie müssen aber auch für Wochen Wasser und Verpflegung, Benzin für 1000 km und mehr, Ersatzteile für Fahrzeuge und Maschinen und alles zum Leben Notwendige mitführen; denn weit und breit gibt es nichts als ödste Wüste.



**Eingeborene helfen mit.** Hier arbeiten sie am „Core Drill“, dem stählernen Bohrkopf der Sonde, die bis zu Tiefen von 3000 und 4000 m eindringen kann. Der Bohrkopf muß je nach Beschaffenheit der Gesteinsschichten oft ausgewechselt werden.



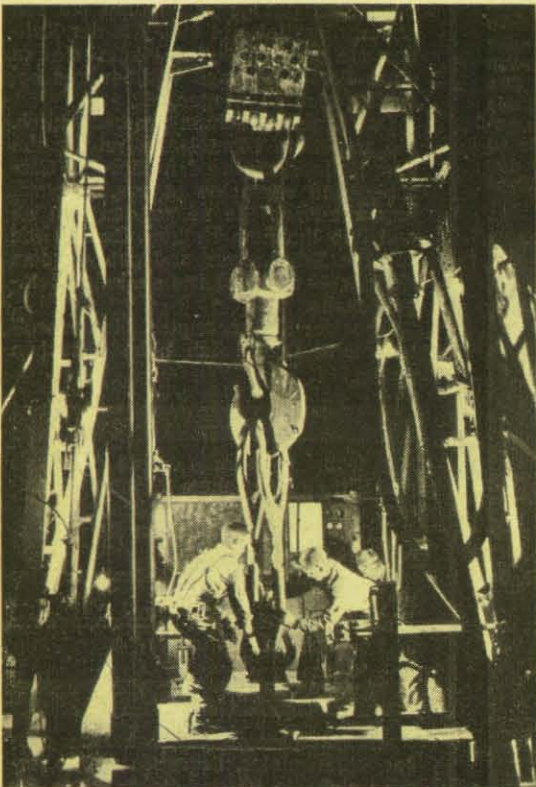


◀ **Die ersten Bohrtürme** haben das Bild der Landschaft schon völlig verändert. Im Hintergrund die Rauchfahne der angezündeten Methan-gasquelle, die 1954 südlich von In Salah im Djebel Berga gebohrt wurde. Die Erdgasvorkommen erhalten mit der Erschließung der Ölfunde eine sehr große wirtschaftliche Bedeutung.

▶ **Auf der Jagd** nach dem flüssigen Gold setzen die Geologen und Erdölsucher modernste Hilfsmittel ein. Neben die photogrammetrische Luftaufklärung tritt das seismographische Verfahren. Hierbei werden durch Sprengungen künstliche Erdbeben hervorgerufen, hochempfindliche Apparate registrieren dann die Echwellen aus der Tiefe und ermöglichen wertvolle Schlüsse auf die Beschaffenheit der unteren Erdschichten.



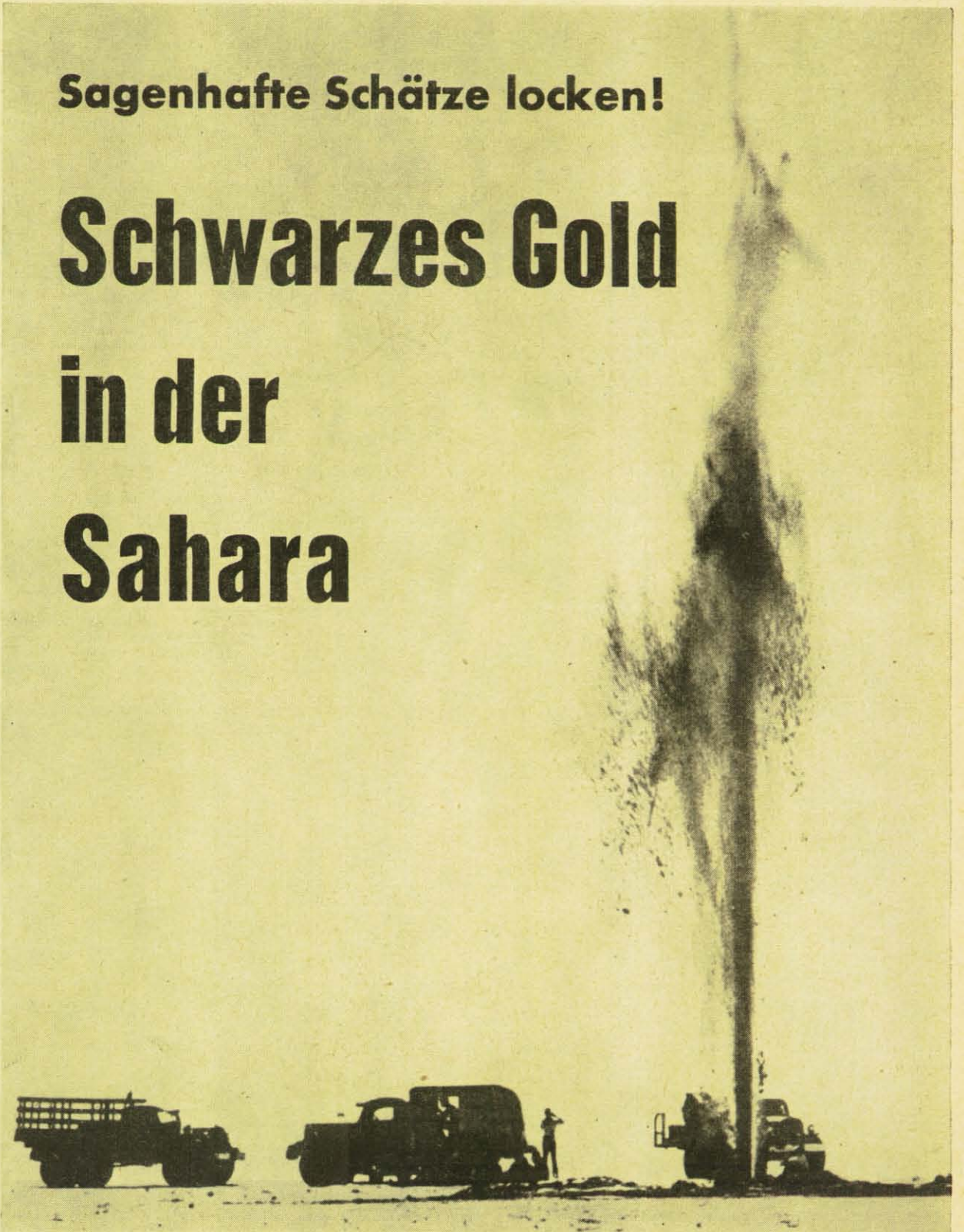
Die Sahara ist keine Wüste mehr. Sie ist ein Abenteuer geworden, in das nicht nur 43 Millionen Franzosen, sondern auch die 1,5 Millionen Einwohner dieser größten Wüste ihre Hoffnungen setzen. Öl soll fließen, das heißt Geld. Der unterirdische Erdölsee bei Hassi Messaud (Marokko) enthält allein etwa 300 Millionen Tonnen Petrol. Weitere riesige Ölfelder sind abgesteckt. Die Franzosen wollen an ihrem Unternehmen die anliegenden Staaten beteiligen und hoffen, mit Hilfe des Öls ihre Stellung in Nordafrika sichern zu können. Doch in Nordafrika wird gegen Frankreich mit Waffen rebelliert. Das Ölunternehmen ist bedroht, täglich, stündlich. Und erst wenn die Rebellion beendet ist, können die notwendigen Investitionen gewagt werden, erst dann kann das Öl der Sahara fließen!



**Tag und Nacht wird gebohrt**, bis das Öl in hohem Strahl (Bild rechts) aus dem heißen Sand der Sahara emporsteigt. Hart und entbehrungsreich ist das Leben der Ölsucher; aber auch lohnend. Sie verdienen sehr gut.

**Sagenhafte Schätze locken!**

# Schwarzes Gold in der Sahara





# WAHRE GESCHICHTEN

## Festtagsfreude ...

Zehn Tage vor Weihnachten kehrte der 22 Jahre alte Günther P. nach 12jähriger Abwesenheit zu seiner Mutter, einer Berlinerin, nach Hermannsburg bei Celle zurück. Als im Mai 1945 sein Schullager, mit dem er in die Tschechoslowakei evakuiert worden war, überstürzt vor den anrückenden Russen floh, machte sich der Zehnjährige selbständig. Deutsche Soldaten setzten ihn über die Elbe, und er marschierte auf Berlin zu. Das Haus seiner Mutter aber lag in Trümmern. Sie sei von den Russen verschleppt, sagten die Nachbarn. Günther suchte darauf seinen Großvater. Er fand ihn auch. Aber als er eines Tages spielend über die Gleise des Berlin-Lichterfelder Bahnhofs streunte, hob ihn ein russischer Offizier auf den Arm. „Du mein Sohn“, sagte der Hauptmann, „schon ihm die Haare, steckte ihn in russische Uniform und lehrte ihn seine Sprache, während der Zug rollte. Er rollte bis Leningrad. „Vater“ und „Sohn“ wurden weinend vor Freude von Frau und Töchtern in die Arme geschlossen. Der Offizier war Tierarzt. 1947 wurde der Veterinär nach Litauen versetzt. Der neue „Vater“ bekam hier ein Auto, ein schönes Haus und die „Mutter“ fing darin eine regelrechte Landwirtschaft an. Dem deutschen Jungen ging es nicht schlecht. Er fand Freunde, Litauer, Russen, Polen. Neben seinem Russisch lernte er auch Litauisch und Polnisch. Sein Deutsch aber vergaß er fast ganz. Es wußte ja auch kein Mensch, daß er ein Deutscher war — bis es ihm eines Tages eine alte Frau auf den Kopf zusagte. Da gestand er, und eine Woche später holte ihn die russische Polizei vom Bock, als er vor ihrer Station mit einem Gespann der „Mutter“ kutschte. Er sah seine „Eltern“ niemals wieder. In einem Sammellager in Kaunas verpaßte man ihm Anzug und Ausweis und ehe er sich versah, fand er sich in Insterburg und darauf in Bischofsweiden wieder. Von hier aus schickte man ihn in ein Chemnitzer Jugendheim und dort wurde er Bohrer, der den „Sozialismus aufbaut“. Um mehr als bisher zu verdienen, ging er zur Wismuth AG und von dort zum Jugendbahnhof Glashütte im Erzgebirge. Hier suchte man jedoch Freiwillige für die Volkspolizei und da er Russisch sprach, wurde er „einstimmig in die Kaserne in Potsdam delegiert“. Das gefiel ihm gar nicht. Darum reiste er hinter der aufgespannten Zeitung eines biedereren Bürgers mit der Stadtbahn nach Westberlin. Im Sekretariat des Flüchtlingslagers fand er den Namen seiner Mutter in einer Liste. Das Rote Kreuz telegrafierte ihr sofort. Am nächsten Tag stieg Günther in Hannover aus dem Flugzeug und umarmte sie.

## Liebe geht seltsame Wege ...

Am zweiten Weihnachtstag des vergangenen Jahres überraschte eine Witve in Gelsenkirchen in ihrer Wohnung einen Einbrecher. Geistesgegenwärtig ergriff sie ein Feuerrohr und schlug den Armen bewußtlos. Dann pflegte sie ihn aus Mitleid wieder gesund und heiratete ihn. Heute sind die beiden ein glückliches Paar.

## Wiedergutmachung ...

Am Nachmittag des Heiligen Abends im Jahr 1937 erlitt die junge Stenotypistin Jenny Lee in Chicago/USA aus ihrem Büro nach Hause. Ihre Mutter erwartete sie. Um den Weg abzukürzen, eilte sie durch eine der berüchtigten dunklen Straßen. Plötzlich griff eine Hand nach der ihren. Es waren stählerne Finger. Jenny Lee mußte ihre Hand öffnen. Ihre Tasche fiel auf die Straße. Ein Mann neigte sich danach und rannte davon. Das Mädchen schrie. Aber niemand kam ihm zu Hilfe. Jenny weinte. Die Tasche enthielt neben ihren Ausweispapieren alle ihre Ersparnisse. 25 Dollar. — Einige Tage vorm Heiligen Abend in diesem Jahr erhielt Jenny Lee den Brief eines Chicagoer Rechtsanwaltbüros. Die Herren schrieben, das „Sehr geehrte Fräulein“ möge doch möglichst schnell bei ihnen vorsprechen. Sie hätten eine Weihnachtsüberraschung für sie. Fräulein Lee ließ sich nicht zweimal bitten, denn Jenny war in den vergangenen Jahren nicht reicher geworden. Reicher geworden aber war der Dieb. Der Rechtsanwalt übergab Fräulein Lee 250 Dollar als Weihnachts- und Wiedergutmachungsgabe des Diebes, der aus Scham seinen Namen natürlich nicht genannt haben wollte. Und außerdem teilte der Rechtsanwalt mit, daß jener Mr. X ihr, Fräulein Jenny Lee, ab 1. 1. 1958 eine jährliche Rente von 500 Dollar aussetzen wollte.



Jeden Sonntag in die Kirche begleitet Floss, ein schottischer Schäferhund, seine blinde Herrin. Mucksmäuschenstill klingelt er sich während des ganzen Gottesdienstes. Da mag die Orgel noch so gewaltig klingen und singen. Floss jault nie, knurrt und bellt auch nicht. So wohlgezogen ist dieser so treue Blindenhund und zuverlässige Begleiter.

# Floss - ganz groß

## Ein Hund geht in die Kirche



Ich bin der Floss, von Beruf Blindenhund. Und jetzt hab' ich dienstfrei. Der Scotch dort drüben wartet schon auf mich. Mein Geschirr? Das ist abgeschnallt. Ich brauch' es nur für meinen Dienst. Na, und der ist nicht von Papp! Runter die Treppen, rein in die U-Bahn, hoch die Treppen, rüber über die Straße und immer die Augen auf! Für Frauchen mit, denn die kann das ja nicht. Aber sie arbeitet noch tüchtig. Darum müssen wir ja täglich nach London. Der Sonntag ist dann für uns beide wirklich 'ne Erholung. Da gehen wir zur Kirche. Schön ruhig ist es dort und still, keiner drängelt oder hat es eilig. Ich bin direkt gerne dort, wenn ich mich auch sehr leise verhalten muß. Das fällt mir weiter nicht schwer. Bloß einmal, das muß ich bekennen, da hätte ich beinahe gebellt! Pfiff doch da jemand auf der Straße so frech und laut. Da vergaß ich mich. Aber das passiert mir nie wieder, Ehrenpote! Wau!

Keinen Blick läßt Floss von seiner Herrin. Auf den kleinsten Wink, eine Bewegung des Kopfes oder der Hand, reagiert er sofort. Ja er liest Mrs. Aldin auch in der Kirche jeden Wunsch geradezu von den Augen ab, immer darauf bedacht, zu ihrem Wohlbefinden beizutragen. Nur manchmal muß er sich mal schütteln. Wie es sich gehört für einen Hund. Aber das stört niemand, ist allen vertraut ...

„Guter Hund!“ Rev. Ch. Shells, der Vikar von St. Annen in Wandsworth (London), begrüßt vor dem Portal des Gotteshauses seinen treuen Kirchengänger Floss und dessen Herrin. Nie hätte es auch der Pfarrer für möglich gehalten, daß der Hund sich so vorbildlich leise der Kirchenandacht einordnen könnte. „Er ist eben ein Gentleman, unser Floss“, sagt er und tätschelt ihm anerkennend die Schnauze.



# Komisch, nicht?

## MANGELHAFTER BEWEIS

Der Philosoph Schopenhauer, der ein großer Hundefreund war, kam einmal während seines täglichen Spaziergangs mit dem stolzen Besitzer, der die Intelligenz seines Hundes nicht genug zu rühmen wußte.

„Sprechen kann er natürlich nicht“, sagte der Mann, „aber ich habe noch nie so ein kluges Tier gesehen. Ich bin überzeugt, daß er ebensoviel weiß wie ich.“

„Hm“, machte da Schopenhauer, „das mag ja sein, aber ein Beweis für seine Klugheit ist das ja nicht.“

## ZURÜCKGEBEN

Max Reger war dem Schweizer Komponisten Volkmar Andrae herzlich zugetan, der oft bei Reger zu Besuch war. Einmal saß der Meister am Flügel und gab seinen Gedanken musikalischen Ausdruck. Andrae lauschte eine Weile den Klängen, und als Reger geendet hatte, sagte er: „Mein lieber Freund, dein Spiel steht doch mit deinem Namen in sonderbarem Widerspruch!“

„Wie meinst du das?“ fragte Reger. „Nun“, sagte Andrae, „wenn ich dir eine Weile zugehört habe, wird mir nicht klar, sondern matter.“

Schlagerfertiger erwiderte Reger: „Siehst du, alter Freund, ähnlich geht es mir bei deinem Spiel. Wenn ich dir zuhöre, dann ist's mir immer, als hörte ich andre.“

## DER BESTE GOLFPLATZ

Mark Twain war Gast eines reichen Freundes, der sich einen Golfplatz hatte anlegen lassen. Selbstverständlich mußte der Dichter dem stolzen Sportsmann beim Spiel zuschauen. Im Eifer schlug der Freund fehl und derart heftig in den Boden, daß die Erde hoch aufspritzte und Mark Twain ins Gesicht flog.

Nach dem Spiel fragte der Freund: „Nun, wie gefällt dir mein Golfplatz?“

Der Humorist antwortete lächelnd: „Es ist der beste, den ich je gekostet habe.“

## ZU IHREN DIENSTEN!

Die junge Dame hatte in dem außerordentlich guten Restaurant außerordentlich gut gegessen, und sie sah außerordentlich gut aus. Als der Kellner sie hinausgeleitete, kam sie an einer Personenwaage vorüber und beschloß, sich zu wiegen.

Das Ergebnis schien ihr bedenklich. Sie zog ihren Mantel aus, reichte ihn dem Kellner, zückte den nächsten Groschen und versuchte es wieder. Noch immer zuviel. Sie setzte den Hut ab und gab ihn dem Kellner. Zuviel! Sie zog die Schuhe aus und gab sie dem Kellner — und da hatte sie kein Kleingeld mehr.

Aber der Kellner sagte: „Nur so weiter, meine Dame! Ich habe Groschen genug ...“

## LANGE LEITUNG

In fröhlicher Runde wurde die Frage gestellt: „In welchem Monat bekommen Frauen die meisten Kinder?“

Kein Monat wurde beim Raten ausgelassen.

Die richtige Antwort lautete: „Im neunten Monat.“

Einer meinte nach geraumer Zeit: „Also doch im September.“

## ERFOLGREICH

Als Humphrey Bogart, Amerikas großer Schauspieler, begraben wurde, erwies sich die Kirche als zu klein für die Anzahl der Trauergäste. Ein ausländischer Kollege äußerte seine Verwunderung über die große Anteilnahme, worauf der Theaterdirektor Jessen sagte: „Bogart hat schon zu Lebzeiten immer volle Häuser gehabt.“



Philip Wylie:

# SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Copyright: Schimmelbusch-Verlag, Bonn

I. Fortsetzung

„Zum größten Ärger meiner Eltern. Und sie können noch nicht einmal viel sagen. Jedesmal, wenn sie anfangen, lasse ich mein schönes Köpfchen hängen und erkläre, die Baileys müßten doch wenigstens etwas tun...“ Ihre Stimmung schlug plötzlich um. Charles kannte das an ihr. „Also schön, Charles. Ich kann dir ja doch nichts vormachen. Ich bin ohne Überlegung in diesen komischen Luftschutz hineingeraten, und jetzt tut es mir leid, weil mir dadurch ein Abend in der Woche verlorengeht. Wir haben Unterricht und immer wieder Unterricht, manche sind schon seit Jahren dabei, und eigentlich ist die ganze Sache doch mehr oder weniger eine Phantasterei. Erzähl mir lieber, wie es dir beim Militär geht.“

Er fühlte sich nun freier. „Da ist es noch langweiliger, weißt du. Ich bin nicht gerade in einer Paradeabteilung der Luftwaffe. Im höchst unwahrscheinlichen Falle eines Krieges säße ich sicherlich weit vom Schuß in irgendeinem Einsatzhafen unter irgendeinem Etappenhengst von Oberst und überwachte den Schmierölbestand für die Boeing-47.“

Sie sagte: „Du glaubst doch nicht, daß es Krieg geben könnte, nicht wahr?“

„Fragst du mich als Privatmann oder als Soldat? Im letzteren Falle müßte ich nämlich sagen, daß Onkel Sam es sich nicht leisten kann, sich auf die faule Haut zu legen.“

„Dich selbst frage ich, Charles.“

„Ich glaube, daß unsre Gegner den Frieden wollen, daß sie ihn brauchen und ihn unbedingt halten werden. In letzter Zeit haben sie in allen Punkten nachgegeben, nur in dem einen nicht, daß sie uns nicht erlauben, ihnen in die Karten zu gucken. Trotzdem würde ich zu einem Haijisch mehr Vertrauen haben. Im Grunde bin ich froh darüber, daß du irgendwo mitmachst.“

Er bog in den südlichen Teil der Hobson-Straße ein. Hier standen die Wagen dicht an dicht, und man kam nur noch zentimeterweise vorwärts. Im Hintergrund sah man das Sportfeld der Oberschule Süd, das von Menschen wimmelte. Die meisten von ihnen trugen Helme und Armbinden. Trillerpfeifen schrillten. Arbeitsgruppen formierten sich und marschierten einer Stelle zu, auf der von einem riesigen Scheiterhaufen aus Kistenbrettern, Scheiten und alten Tonnen die Flammen emporschlugen. Aus vielen Schläuchen richteten sich Wasserstrahlen auf das Feuer. Man hörte das Brummen der Löschpumpe. Irgendwo strahlte ein Scheinwerfer auf und warf sein grelles Licht auf die künstliche Brandstelle, so daß der Flammenschein verblaßte und nur der Qualm noch sichtbar blieb.

Die Szene amüsierte Charles und stimmte ihn zugleich nachdenklich. Sie erinnerte ein wenig an die Grundausbildung beim Militär, in der die Rekruten unter scharfem Maschinengewehrfeuer am Bodeh entlang robbten oder mit aufgesetzter Gasmaske durch eine Wolke von wirklichem Giftgas zu laufen hatten. Jedoch hatte die Szene nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Bild, das eine Stadt nach der Explosion einer richtigen Bombe — auch nur einer Sprengbombe — bot. „Toll“, sagte er.

Lenore zog die Augenbrauen hoch. „Und lächerlich, nicht wahr?“

„Was tust du nun dabei?“

„Wir sammeln uns“, antwortete sie, „genau eine Stunde nach dem Alarm. Ich habe mich verspätet, aber in meiner Abteilung kommt niemand pünktlich. Entweder funktioniert der Geigerzähler

**Da sind die beiden Schwesternstädte Green Prairie und River City. Sie gehören zusammen. Dennoch trennt sie die Landesgrenze und auch sonst noch mancherlei. In Green Prairie wohnen die Conners. Am Walnußweg haben sie ein Landhaus. Mit ihren Kindern Charles, Ted und Nora sitzen sie am Abendbrottisch. Es gibt ein Festessen. Charles', des ältesten Sohnes zu Ehren, der als Oberleutnant der Luftwaffe auf Urlaub gekommen ist. Plötzlich zerreißt Sirenengeheul die Luft. Probealarm! Henry Conner, das Oberhaupt der Familie, wird als Abschnittsleiter beim Luftschutz im Auto abgeholt. Der sechzehn Jahre alte Ted, freiwilliger Helfer beim Nachrichtendienst, stürzt zum Dachboden hinauf an den Funkapparat. Die anderen bleiben zurück. Nach dem Essen geht Charles zum Nachbarhause hinüber, das den Baileys gehört. Am Hauseingang stößt er mit einem „Geigermann“ zusammen. Es ist Leonore, die schöne Tochter des Beau und der Netta Bailey. Nach herzlicher Begrüßung — die beiden lieben sich seit ihren Kindertagen — fährt Charles mit Leonore zur Schule, dem Sammelplatz der Geigermänner. Unterwegs erzählt sie, daß sie aus Trotz, weil sie nicht hat studieren dürfen, beim Luftschutz mitarbeitet.**

nicht, oder er ist nicht zu finden, oder er ist gerade im Labor zur Reparatur. Dann müssen wir zu der Stelle, die angeblich radioaktiv ist. Heute abend, haben sie uns gesagt, werden sie tatsächlich irgendwo ein Stückchen radioaktives Metall verstecken. Wir sollen das Gelände absuchen, bis wir es finden.“

Er schüttelte den Kopf, brachte den Wagen noch ein kleines Stück vorwärts, bremste wieder und sah zu, wie sie die Tür öffnete. „Weitermachen“, sagte er und legte mit spaßhaft feierlichem Ernst die Hand an den Mützenrand.

Sie lächelte. „Nun habe ich mir das hier eingebrockt, und danach muß ich noch zu einer Verabredung, und dabei möchte ich viel lieber mit dir zu unserem Platz am Fluß gehen und dich in den Armen halten.“

„Ich werde einen ganzen Monat lang jeden Abend daheim sein“, antwortete er.

„Und sobald Mutter das heraus hat“, sagte sie ingrimmig und nahm ihr Instrument aus dem Wagen, „wird sie

Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um zu verhindern, daß ich dich überhaupt zu Gesicht bekomme.“

„Du bist doch immerhin vierundzwanzig.“

„Aber abhängig und ohne Arbeit.“ Sie schlug die Tür zu. „Schließlich kann ich es nicht riskieren, daß sie mich wirklich hinauswerfen.“

Es drängte ihn, sie zu fragen, warum sie das eigentlich nicht riskieren könne. Er hätte gern wiederholt, was er ihr früher schon gesagt hatte, daß es genug hübsche Mädchen gab, die es fertigbrachten, mit einem Leutnantsold zu leben. Er kannte die Antwort hierauf nur zu gut. Sie würde ihn zunächst daran erinnern, daß seine Leutnantszeit in einem Jahr zu Ende war und daß er im Zivilleben zunächst einmal auf das magerere Gehalt eines Zeichners in irgendeiner kleinen Baufirma in River City angewiesen sein würde. „Kaum genug“, hatte Lenore in einem schlimmen Augenblick gesagt, „um die chemische Reinigung meiner Kleider zu bezahlen.“

„Soll ich dich abholen?“

„Ich werde mitgenommen. Dieser

Spaß wird nicht vor elf Uhr zu Ende sein. Dann fahren wir zu einem von uns in die Wohnung und verbringen einen sogenannten „gemütlichen Abend mit Erfrischungen“, wie es die alten Hasen bei uns nennen.“

„Wunderbar.“

Sie fluchte und schritt davon, die Hobson-Straße hinunter, schneller als die Fahrzeuge auf der Fahrbahn.

Er parkte ihren Wagen neben ihrem Haus und sah durch die Glaswand Beau Bailey mit der Zeitung in der Hand in einem Sessel sitzen, vor sich einen Whisky-Soda, den Hosenbund offen. Schnell überschritt Charles den Rasen zum elterlichen Haus.

Nora und Ted saßen bei den Schularbeiten.

„Ich dachte“, redete Charles seinen Bruder an, „du müßtest vor deinem Apparat sitzenbleiben. In treuer Pflichterfüllung.“

„Ach was. Ich tue ja alles. Aber die wiederholen immer den gleichen Unsinn, da kann einem ja schlecht werden.“ Seine Einbildungskraft, die der Beginn des „Angriffes“ so lebhaft angeregt hatte, war erschöpft.

Frau Conner war mit ihrem Nähzeug eingetreten. Sie ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung nieder und lächelte ihrem schlanken, hochgeschossenen Sohn zu.

„Ted war wirklich sehr gewissenhaft, Charles. Und es ist tatsächlich ermüdend. Dein Vater macht nun schon das vierte Jahr mit. Ich verstehe gar nicht, woher er noch die Begeisterung nimmt.“

Ted sagte wegwerfend: „Vater begeistert sich eben für alles.“ Seine Stimme schlug beim letzten Wort um, und er wiederholte mit Würde: „Für alles. Außerdem trinken sie hinterher Bier und kegeln. Und dann ist es auch politisch. In unserem Stadtteil ist Vater inzwischen ein so großes Tier geworden, daß sie ihn nächstens zum Hundefänger wählen. Dann kann er den ganzen Abend draußen bleiben und den alten Damen ihre ausgerissenen Pudel wieder holen.“ Er gackerte ausgiebig über den Witz.

Auch die Mutter lachte ein wenig. Charles hob eine Zeitung auf und



Sie lächelte. „Nun habe ich mir das hier eingebrockt, und danach muß ich noch zu einer Verabredung. Und dabei möchte ich viel lieber mit dir zu unserem Platz am Fluß gehen.“ — „Ich werde einen ganzen Monat lang jeden Abend daheim sein“, antwortete er.



setzte sich auf den Stuhl seines Vaters. Es war doch merkwürdig, dachte er niedergeschlagen, wie stark das Heimweh einen packen konnte, wenn man in Texas auf einem Fliegerhorst saß und wie schnell dieses Gefühl zerrann, sobald man wieder daheim war.

Das Heimweh hatte sich auf unerwünschte Weise in Sehnsucht nach der Vergangenheit gewandelt. Seine Gedanken kreisten um Leonore, ganze



Reihen von Bilder zogen stumm an seinem inneren Auge vorüber.

„Ich glaube, sie liebt dich noch immer“, murmelte Charles' Mutter über ihrem Nähzeug.

Seine braunen Augen leuchteten auf. „Ich wünschte, es wäre wahr.“

„Wenn du nur...“ Betty Conner brach ab. Es hatte keinen Sinn, Charles zu raten, er solle den „Stier bei den Hörnern“ packen oder die „Zügel in die Hand“ nehmen — es war nicht seine Art. Selbst wenn für ihn alles auf dem Spiel stand, ging er seinen Weg in seiner eigenen langsamen, stillen und stetigen Weise.

„Wenn ich nur — was?“ Sie biß den Faden durch. „Leonore hat sich nicht im geringsten verändert — wenigstens bis jetzt“, sagte sie. „Aber sie macht sich Sorgen. Sie ist ruhelos.“

„Seid doch ruhig“, beschwerte sich Nora. „Ich arbeite.“ Sie grub die Zähne in einen Apfel und starrte angestrengt in ein Erdkundebuch. Aber hinter dem braunen Deckel steckte ein Romanheft, dessen glänzende Vorderseite eine halbnackte, vollbusige junge Frau und den Titel „Die Sünden der sieben Straßen“ zeigte. Fünf Minuten verstrichen, während Nora „arbeitete“, Ted eine Mathematikaufgabe zu Ende brachte und Frau Conner las. Charles wandte die Seiten der Zeitung um, ohne zu lesen. Seine Gedanken wollten sich nicht von Leonore lösen. Auch er fuhr zusammen, als die Wecker Glocke raselte.

„Was ist denn das?“ rief er aus. Frau Conners Blick streifte ihre beiden Jüngsten, zuerst Nora. Dann sagte sie trocken: „Nun, Ted?“

„Du wirst schon sehen.“ Aus seiner Stimme klang Stolz, gemischt mit einiger Besorgnis. Plötzlich füllte der Raum sich mit dumpfem Getöse. Der Fernsehapparat hatte sich eingeschaltet. „Meine Erfindung“, sagte Ted in beschneidenden Ton, „damit wir Tom mit der Tute nicht verpassen.“

Tatsächlich schien die Sendung im Gange zu sein, man hörte das Gelächter der Zuhörer im Studio, und die ganze Wohnung war überschwemmt von aufdringlichem Krach, von explosionsartigem Getöse, das aus den Kehlen vieler hundert Menschen hervorbrach; aus Menschen ohne Ziel und ohne Humor, die auf solche Weise zum Ausdruck bringen wollen, was sie unter Heiterkeit verstehen.

## II.

Der gleiche Lärm aus der gleichen Quelle — Rundfunkgelächter — tobte in demselben Augenblick durch Millionen von Wohnungen im amerikanischen Mittelwesten. Es ist grausam, dieses Gelächter, und ohne Freude wie ein Schrei aus der Wildnis; es entspringt für gewöhnlich dem Sadismus, der einem guten Teil der beliebtesten Scherze zugrunde liegt. Dieses Lachen ließe das Raubtiergebrüll im nächtlichen Urwald verstummen — es ist das Lachen von Wahnsinnigen und entsetzlicher noch als ihr Schreien.

In den Wohnraum der Baileys spielte der Fernsehapparat in geringen Abständen das gleiche Stimmgetöse aus. Beau war mit der Zeitung auf dem Schoß eingeschlafen. Er schnarchte leise und regte sich von Zeit zu Zeit. Immer wenn der Apparat sein Massengelächter von sich gab — den mechanischen Abklatsch einer mechanischen Heiterkeit von Schwachsinnigen, denen ein mit Pickeln besäter Conferencier mit saugender Handbewegung das Gegröle aus den offenen Mündern holte und mit dem Handrücken wieder hineinstopfte — immer wenn diese Lawine von Mißklang an sein Ohr donnerte, hüpfte Beaus Bauch im Takt, sein Schnarchen erstarrte, und er stieß einen Laut aus, der wie ein fernes Echo das Lachen im Studio zurückgab.

Es gab in der Tat ein Echo, denn überall geschah das gleiche, in Wohnungen, in Restaurants, an allen Orten, an denen Menschen zusammensaßen. Ohne zu wissen, was gesendet wurde, ohne auch nur den Witz zu verstehen, der bei den unsichtbaren Zuhörern einen solchen Steinhagel von Gelächter auslöste, reagierten sie einer wie der andere allein schon auf den Klang dieses Geräusches: sie kicherten, sie gackerten, sie grunzten. So sklavisch waren sie auf diese Form der Unterhaltung gedrillt, so automatisch löste jeder Unsinn ihre Heiterkeit aus, daß der Reflex bereits eintrat, wenn sie nur hörten, wie andere Narren lachten. Sie lachten, ohne zu wissen warum und ohne es selbst zu merken. Sie lachten, indem sie Geschirr abtrockneten, Zahlen addierten, sich rasierten oder sich ihrer Verdauung widmeten, sie lachten und fuhren sich dabei mit dem Finger in die Nase, lasen ihr Pensum für die Sonntagsschule oder verzehrten Pasteten, Eiernkrem oder Bier. Sie brüllten vor Vergnügen.

Auch der schlafende Beau gehörte zu ihnen, und obwohl sein Schlummer sichtlich gestört wurde, schnarchte und schnickerte er, kicherte, gickerte und blies durch die Nase. Plötzlich fuhr er hoch und erwachte, weil Netta zu ihm sprach oder, besser gesagt, brüllte, denn ihre ersten Worte waren in einem neuen massiven Block von Gelächter untergegangen, und nichts verabscheute Netta mehr, als wenn jemand sie überschrie. Alles, was Beau hören konnte und zu hören brauchte, war das Wort „Telefon!“

Er erhob sich und knöpfte die Hose zu, als ob das Telefon ihn sehen könnte. Und als ob er sich vor noch größerem Unheil von dieser Seite schützen müsse, griff er nach seinem Whisky-Soda und goß ihn hinunter.

Er hob den Hörer ab und räusperte sich. Seine Stimme klang plötzlich ganz munter und freundlich: „Hier Howard Bailey.“

„Hier Jake.“ Wenn Netta, seine Frau, in der Diele gestanden hätte, wäre ihr nicht entgangen, daß Beaus Gesicht alle Farbe verlor. Nichts blieb als ein bleiches, schwammig zitterndes Gestell von einem Mann mit verstörten Augen, nur seine Stimme veränderte sich nicht, denn Beau wußte genau, daß seine Frau lauschte, auch wenn sie ihn nicht sehen konnte. Sie lauschte ja immer.

Er sagte nach kurzer Pause: „Ach ja. Wie geht's?“

Ein Geschäftsmann, dachte Netta oben im ersten Stock. Irgend jemand, vor dem Beau ein wenig Angst hatte — was jedoch nicht viel sagen wollte, denn vor jedem Menschen hatte Beau ein wenig Angst. Sie blickte mit bitterböser Miene auf den Fußboden des Schlafzimmers, als könne sie hindurchblicken und ihren Mann dort unten beobachten. Wie gern hätte sie auf einer Nebenleitung mitgehört, doch Beau hatte vor sechs Monaten mit bemerkenswerter Bestimmtheit verfügt, daß die Nebenleitung abmontiert wurde. Eine Sparmaßnahme, hatte er gesagt, aber sie kannte den wirklichen Grund: Er wollte sie daran hindern, seine Gespräche zu belauschen.

Die Stimme, die an Beaus Ohr drang, war gleichmütig, ein wenig zu gleichmütig; und obwohl ihr Englisch nicht fremdartig klang, hatte es doch einen Tonfall, der nicht aus Green Prairie stammte. Ein Kenner amerikanischer Dialekte hätte diesen Akzent sofort

identifiziert: er war im südlichen Teil von Chicago zu Hause, im Chicago der zwanziger bis dreißiger Jahre.

„Flag abroad hat heute den fünften Platz belegt, Herr Bailey.“

„Ja, ich weiß. Natürlich.“

„Das macht also jetzt glatte fünftausend.“

Beau stieß ein kurzes Lachen aus. „So viel schon, was? Ich würde mir nichts daraus machen. Vielleicht geht das Geschäft bald wieder besser —“

„Kein Geschäft mehr, Herr Bailey, wenn Sie nicht zahlen.“

„In den nächsten Tagen komme ich einmal herunter, und dann sprechen wir darüber...“

Beau fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Er konnte Netta auf der Treppe hören.

„Ja“, sagte die andere Stimme unbeeindruckt. „Sie kommen morgen hierher zum Block ins Büro, Herr Bailey. Und ich denke, Sie bringen wohl am besten die fünftausend gleich mit. Wenn nicht alles, dann wenigstens die Hälfte. Die andere Hälfte danach, aber sehr bald danach. Und keine Wetten mehr. Ich sage Ihnen offen, daß ich vorige Woche dem „Sammelblonden“ verboten hatte, von Ihnen Wetten anzunehmen, ehe Sie gezahlt haben. Ich war wütend über den Bengel, weil er es trotzdem tat. Er liegt nun krank zu Hause, weil ich so wütend war. Die Krankheit habe ich ihm besorgt.“

Jake hatte abgehängt.

Beau tat dasselbe. Er legte den Hörer sehr schnell auf die Gabel und stellte am Klang von Nettas Schritten fest, daß er gerade noch Zeit hatte, durch den offenen Türbogen anscheinend absichtslos in das Wohnzimmer zu entweichen, die beiden Stufen hinab, die der Umbau mit sich gebracht hatte. Die Wand verbarg ihn nun so lange vor ihren Augen, daß er das Taschentuch herausreißen und sich das Gesicht wischen konnte. Dabei zog er krampfhaft den Bauch ein in dem Bemühen, ein wenig Blut in seinen Kopf zu pressen, denn die Spiegelwand um den Kamin zeigte ihm ein totenblaues Gesicht.

Netta sah jetzt, daß Beau wahn sinnige Angst hatte. Sein eiliges Täuschungsmanöver verfiel bei ihr nicht. Sie fragte: „Was ist passiert?“

„Nichts, gar nichts.“

„Beau, du kannst mir doch nichts weismachen.“

„Das tue ich auch nicht.“

Netta kam um den Tisch aus gebleichtem Mahagoni, der in der Mitte des Zimmers stand. Ihre Blicke stachen wie Nadeln. Sie hatte nach dem Abendessen mit allen möglichen Cremes und Gesichtswassern herumprobiert, ihr schimmelig-rostbraunes Haar hing in Strähnen aus einem Handtuch heraus, ihr Gesicht glänzte ölig. Die meisten Frauen hätte eine solche Aufmachung außer Gefecht gesetzt, aber Netta sah nur noch drohender aus. „Also, wer war das?“

„Ach Gott, Netta. Ein Geschäftsfreund.“

„Ja, aber ein privater Geschäftsfreund. Nicht von der Bank.“

„Sage mir, wieviel wird es uns kosten?“

„Hör auf, Netta, mit diesen verrückten Fragen.“ Beau griff nach der Flasche.

„Keinen Schluck mehr, bevor du es mir nicht gesagt hast.“

„Nun gut — wie du willst.“ Beau stellte die Flasche wieder zurück. „Ich werde es dir sagen: Fünftausend Dollar!“

Netta stöhnte schwach. „Du hast gespielt!“ stieß sie hervor. „Pferde! War Jake am Telefon? Beau, schuldest du tatsächlich Jake Tanetti fünftausend Dollar?“

Beau nickte nur.

„Und wie willst du das bezahlen?“ „Vielleicht hilft mir Henry Conner aus.“

„Den hast du doch schon mehr als einmal angeborgt. Und niemals etwas zurückgegeben.“

In der Vorhalle ging die Tür. Leonore trat ein.

„Dein Vater, Leonore“, sagte Netta ohne Zögern, „hat gewettet und verloren.“ In kurzen Worten setzte sie auseinander, was zu sagen war.

Leonore sagte gar nichts. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie saß ganz still da und weinte, weinte.

## III.

Der Leutnant Conner hatte die Schwester seiner Mutter mit ihrem ganzen Anhang immer recht gern gehabt. Vielleicht waren es in der Hauptsache die Kinder, die er liebte, denn Vater Jim Williams, von Beruf Zeichner, war eine recht farblose Erscheinung, das Urbild der Bedeutungslosigkeit, ein kleines graues Männlein, das man erst nach mehrfachem Hinsehen bemerkte. Und Ruth, die Schwester seiner Mutter, war eine versorgte, verhärmte Frau, der man nicht ansah, daß sie mit zwanzig eine blonde Schönheit gewesen war. Bei dem kleinen Gehalt und den sechs Kindern war das ja auch nicht verwunderlich.

Charles bestieg den Stadtbus in der Central Avenue mit Unlust. Nun war er schon eine Woche daheim und hatte sich erst einmal richtig mit Leonore treffen können; die übrige Zeit hatte sie zu tun gehabt und war höchstens einmal auf ein Stündchen herübergekommen oder hatte ihm erlaubt, sie ebenso kurz zu besuchen. Dabei fühlte er, daß bei den Baileys eine Spannung in der Luft lag, die er sich nicht erklären konnte. Nicht, daß es jemals bei ihnen gemütlich gewesen wäre. Nur schien ihm auch Leonore innerlich so fern und entrückt, wie er es nie bei ihr erlebt hatte. Mit wachsender Besorgnis stellte er fest, daß der Militärdienst, sein Studium, seine Leutnantszeit, kurz alles, was zum Leben eines Mannes gehört, ihn mehr und mehr von den Bindungen und Vertrautheiten seiner Jugend zu entfernen schien.

Die Mutter hatte ihn mehrmals daran erinnert, daß der Urlaubsbesuch bei seiner Tante fällig sei, und zuerst hatte er sich darauf gefreut. Nun, da er unterwegs war, hatte er keine rechte Lust mehr dazu. Der Wagen kroch nordwärts durch die Wohnviertel und erreichte die Innenstadt. Vor dem Olympia-Theater stieg Charles aus; es war bereits hell erleuchtet, und unter dem überdachten Eingang standen die ersten Kinogäste an. Er ging zum Autobusbahnhof und nahm den Vorortbus nach Farntal. Die



Strecke zwischen den Slums und Farntal — der ältesten Vorstadt von River City — war rasch zurückgelegt. Das kurze Stück bis zum Hause seiner Tante ging Charles zu Fuß.

Die zwölfjährige Marie entdeckte ihn schon von weitem, und eine Sekunde später kamen ihm vier Sprößlinge der Familie Williams auf dem Gehsteig unter den Catalpabäumen entgegenge-



rannt und brüllten dabei wie die Indianer — daß sie eigentlich wie die Marsbewohner heulten, erfuhr er erst später. Die Kinder hängten sich an ihn. Auf dem Wege zu dem viel zu engen Häuschen, in dem sie wohnten, überschütteten sie ihn mit tausend Fragen nach seiner Familie, seinem Leben beim Militär und vor allem nach genauen Einzelheiten über die Bewohner anderer Planeten, und Charles fühlte sein Herz leichter werden.

Ach verdammt, dachte Charles, als sie in den Vorgarten traten, wozu lebt man denn eigentlich, wenn man keine Kinder hat, die dies fortsetzen?

Nach der reichlichen Mahlzeit, die seine Tante zum großen Teil aus dem Gemüsegarten hinterm Haus bestritt, saßen sie gemütlich im Wohnzimmer zusammen. Charles hatte vorher noch ein wenig mit dem winzigen Neuankommeling in der Familie, der kleinen Irma gespielt, deren blonde Löckchen



„Hier sind die Beweise für meinen Höhenrekord!“

ihm wie Silber zu glänzen schienen. Er hatte Eltern und Kinder mit seinem Augenzeugenbericht vom Abschub eines ferngelenkten Geschosses in Spannung gehalten und Don gezeigt, wie man richtig mit Pfeil und Bogen umgeht, wobei er leider eine Windel an der Leine durchbohrte. Auch hatte er einen Streit zwischen Marie und Tom geschlichtet und die Kunstwerke bewundert, die Sarah im Kindergarten geschaffen hatte.

Jetzt saß er mit Ruth und Jim beim selbstgemachten Holunderwein. Glühwürmchen blinkten im Gebüsch, und frohe Kinderstimmen verrieten, wo die älteren Williamskinder spielten. Die Kleinen schliefen schon. Es war ein friedlicher Abend.

„In letzter Zeit haben wir Betty und Henry gar nicht mehr zu Gesicht bekommen.“ Ruth sagte es in entschuldigendem Ton. „Früher ist es uns immer so vorgekommen, als sei es von Farnal aus nur ein Katzensprung bis zu euch zum Walnußweg, aber jetzt —“ sie seufzte — „bis ich erst mal die Kinder in Schwung gebracht habe und überhaupt mal einen Nachmittag weg kann und dann der Weg — mir scheint, daß ihr geradezu auf dem Monde wohnt.“

„Ich weiß“, erwiderte Charles, „ich habe fünf Viertelstunden bis zu euch gebraucht.“

„Na, um Himmels willen.“  
„Beide Städte“, Jim sprach jetzt mit fester Stimme, denn dies war sein Fachgebiet, „wurden seinerzeit für den Verkehr mit Pferd und Wagen geplant. Ich habe neulich in unserer Fachzeitung gelesen, daß die großen Städte heute buchstäblich an ihrem eigenen Verkehr ersticken. In Green Prairie und River City ist es wenigstens so.“ Er erinnerte sich plötzlich daran, daß der Jüngere ja sein Diplom als Architekt in der Tasche hatte, und damit war sein großer Augenblick als „der Mann, der Bescheid weiß“ auch schon vorüber. „Was meinst du, Charles?“ fragte er.

„Wenn man Dad und seine Mitarbeiter im Luftschutz reden hört, ist man auch davon überzeugt. In Green Prairie haben sie sich letzte Woche bei der Luftschutz-Übung nicht mehr vorwärts noch rückwärts bewegen können.“

Ruth sagte: „Wenn Henry doch bloß mit diesem Unsinn aufhören wollt!“

„Warum denn?“ fragte Charles. „Es macht ihm doch Freude. Dad hat eine

ausgesprochene Begabung für Menschenführung.“

„Ja, aber denke doch nur daran, wie das auf Nora und Ted wirken muß!“

„Wieso denn das?“

Jim warf ängstlich dazwischen: „Sieh mal, Charles, in unserem Haus wird von Atomwaffen und allem, was dazugehört, nicht gesprochen.“

„Es wirkt sich verheerend auf das Gefühlsleben aus“, erklärte Ruth mit Nachdruck.

Die mollige Gestalt seiner Tante hatte sich plötzlich steif im Sessel aufgerichtet, und Charles erriet, daß es ihr ernst war. Trotzdem mußte er lachen: „Du meinst, es schadet den Kindern? Na, ich weiß nicht. Gerade als ich kam, spielten sie Krieg auf der Venus. Das Gemetzel war fürchterlich, wie sie sagten. Ich kann mir kaum vorstellen, daß ein paar Worte darüber, wie man sich bei feindlichen Angriffen verhalten sollte...“

„Das hat sie aus der Schule“, sagte Jim.

„Nicht bloß aus der Schule“, widersprach Ruth gereizt, „das sind wissenschaftlich erwiesene Tatsachen.“

Charles grinste und zog dabei fragend die Stirn in Falten. „Das verstehe ich nicht.“

„Sie geht doch immer in die Schule zu den Elternversammlungen —“

Jim mußte unwillkürlich gähnen und verbarg das geschickt, indem er schnell einen Schluck Holunderwein nahm.

Ruth warb nun förmlich um das Verständnis ihres Soldaten-Neffen: „Ich kann es dir beweisen. Es steht alles in unseren Mitteilungen. Jedesmal, wenn sie irgendwo eine Serie Probeabwürfe machen, zeigt sich bei den amerikanischen Kindern ein deutliches Ansteigen von Nervosität, nächtlichen Angstträumen und sogar von Kriminalität. Die Rohrschach-Tests haben das einwandfrei erwiesen.“ Sie wühlte in einem Stoß von Zeitungen, Schulbüchern, Rechnungen, Scheckheften und Frauenzeitschriften, die auf der Heizung lagen. Die Tüllgardine bauschte sich weit um diesen Stapel.

„Das kann schon sein“, stimmte Charles zu. „Kinder reagieren auf solche Sachen. Aber wir müssen deshalb doch unsere Waffen ausprobieren, nicht wahr?“

„Warum denn?“ Ruth ließ von ihrer Suche ab und wandte sich mit blitzenden Augen ihm zu. Ein Sturzbach von Zeitungen und Zeitschriften folgte ihr. Sie erinnerte Charles sehr an seine eigene Mutter; genauso hatte sie immer ausgesehen, wenn sie ordentlich in Fahrt war und einen kleinen Sünder einer „gerechten Strafe“ unterzog. „Warum müssen sie denn unbedingt alle Leute vor Angst wahnsinnig machen? Kannst du mir das vielleicht sagen?“

„Weil wir einen Vorsprung haben müssen“, antwortete er.

„Ich glaube, deine Angst vor den Atomwaffen wäre in kürzester Zeit noch viel, viel größer, und du wärest dann erst richtig ein Bündel Nerven. Und du hättest, weiß Gott, Grund genug zu so einer Angst. Denn es müßte dir klar sein, daß unsre Gegner jeden Tag mit ihren Flugzeugen über uns herfallen könnten, ohne daß wir auch nur die geringste Möglichkeit hätten, zurückzuschlagen.“

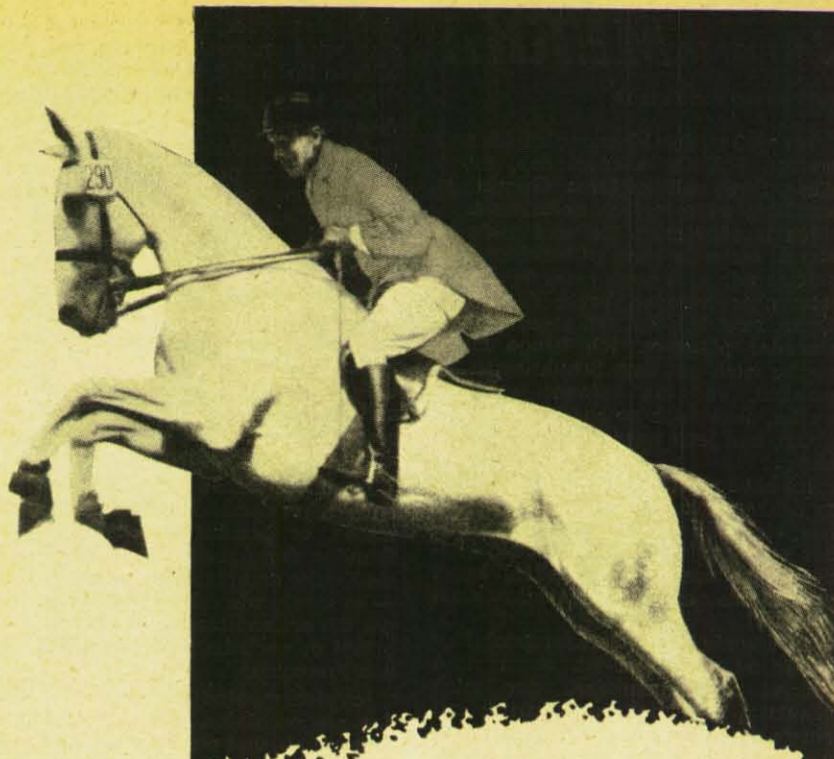
Der kleine Don an der Türschwelle sagte mit weinerlicher Stimme: „Ihr sollt nicht von der Atombombe reden.“

„Warum?“ fragte Charles ruhig.

Das Gesicht des Kleinen verzog sich. „Ich habe solche Angst. Ich will nichts davon hören. Ich kann es nicht leiden. Die Städte sollen nicht in die Luft fliegen.“

„Siehst du?“ sagte Ruth. Es war ihre Aufgabe, ihre Kinder zu schützen. Was ihre Kleinen erschreckte, war böse und schlecht; sie regten sich auf, wenn man sie merken ließ, zu wieviel Angst und Sorge die politische Lage und der wissenschaftliche Fortschritt Anlaß gaben — ergo: Die Welt hatte sich zu ändern. Weiter konnte Ruth offenbar nicht denken — ihr Begriffsvermögen machte davor halt, daß es, zumindest theoretisch, die Möglichkeit gab, und daß außerdem die dringende Notwendigkeit bestand, ihre Kleinen vor etwas ungleich Schrecklicherem zu bewahren als vor nervösen Störungen.

(Fortsetzung folgt)



Harald Momm, vielfacher Equipenchef der deutschen Springreiter, selbst 30 facher Nationenpreissieger, plaudert in seinen interessanten Lebenserinnerungen über die Geschichte des Turniersportes von einst und jetzt.

240 Seiten (davon 48 S. Bilder mit über 80 Fotos), Leinen mit Goldprägung, lack. Schutzumschlag

DM 12.80



Das große, umfassende Bild- und Textwerk von den VII. Olympischen Winterspielen in Cortina, den Reiterwettkämpfen von Stockholm und den XVI. Olympischen Sommerspielen von Melbourne - in einem Band vereinigt!

384 Seiten (davon 160 S. Bilder mit über 300 Fotos) und 3 Farbtafeln. Weißer Plastikeinband, wattiert. Mit Kassette (Luxusausgabe)

DM 34.00

Inhaltlich unveränderte Volksausgabe, in einem Band die olympischen Wettkämpfe von Cortina,

Stockholm und Melbourne umfassend. Diese Ausgabe wird ohne Kassette im Leineneinband mit Schutzumschlag geliefert.

384 Seiten (davon 160 S. Bilder mit über 300 Fotos) und 3 Farbtafeln. Leineneinband mit Schutzumschlag (Volksausgabe)

DM 19.80



**COPRESS-VERLAG  
MÜNCHEN 13**

In jeder guten Buchhandlung erhältlich







# die kleine



## Altbacken

Mit einem grandiosen Vollkornbrot beteiligte sich der 69 Jahre alte Antiquitätenhändler Streeter Blair 1956 an einer Amateurbäcker-Ausstellung in Los Angeles. Er erhielt nur den dritten Preis. Ärgerlich fror er sein zweitbestes Brot ein und brachte es — aufgetaut — zur diesjährigen Ausstellung. Er wurde Sieger.



## Ärgerlich

Mit knapper Not entkam der Warenhausdieb Elmo Dolling in Oklahoma City zwei Verkäufern, die ihn auf frischer Tat ertappt hatten. Er erreichte die Straße, lief in ein Bürohaus, sprang in das nächstbeste Zimmer hinein und ruhte sich dort in einem Sessel aus. Zu spät bemerkte er, daß er sich im Verhörzimmer des Sheriffs befand.



## Rüchtig

Drei Frauen standen in Monroe (Nordkarolina) vor Gericht, weil man schwarzgebrannten Schnaps in ihren Wohnungen gefunden hatte. Eine der Sünderinnen war hundert Jahre alt.

## Anzänglich

Falsche Zähne befanden sich unter den Reiskörnern, mit denen ein junges Paar bei einer Trauung in Verona von den Hochzeitsgästen beworfen wurde. Der Bräutigam war Zahnarzt.



## Aktionär

Alfredo dalla Spezia, ein 67 Jahre alter Mann, wurde beim Betteln in Piacenza von der Polizei aufgegriffen. In seinen Taschen fanden die Beamten Aktien und Schatzverschreibungen im Werte von über 10 000 Mark. Dalla Spezia hatte diesen Betrag vor 5 Jahren gerbt, jedoch beschlossen, weiter von Almosen zu leben.

## Verzögerung

Große Aufregung gab es auf dem Flugplatz von San Franzisko, als ein Unbekannter anrief, in einer startbereiten Maschine sei eine Bombe versteckt. Drei Stunden lang suchte man die Höllenmaschine, ohne sie zu finden. Dann meldeten sich drei Halbwüchsige. „Wir haben das nur inszeniert, um uns ein wenig länger von einer Freundin, die mit der Maschine fliegen will, verabschieden zu können.“

## Flammenzeichen

Sein Haus setzte August Moritz in Sydney in Brand, nachdem er vier Fässer Benzin darin ausgegossen hatte. Als man ihn zur Rede stellte, erklärte er: „Meine Frau ist mir durchgebrannt. Ich hoffte, sie käme zurück, wenn ich irgend etwas Aufregendes anstellte.“

## Visitenkarte

Schon wieder sitzt der 23 Jahre alte Pariser Gewohnheitseinbrecher Abd el Kader Herkous im Gefängnis. Es ist seine eigene Schuld. Bei seinem letzten Einbruch hatte er eine Fotografie von sich aus der Briefftasche verloren.

## Eigendurst

In Washington wurde ein Strafverfahren gegen den Gastwirt Robert W. Weil eingeleitet, weil er alkoholische Getränke an einen Betrunkenen ausgeschenkt hatte. Im Laufe der Unterredung stellte sich heraus, daß er selbst der Betrunkene gewesen war.

## Vor die Hunde

Den Hauptgewinn in einem Preisausschreiben, einen Fernsehempfänger, gewann in der südgriechischen Küstenstadt Poole Miß Tina Watts. Dabei stellte sich heraus, daß Tina eine Hündin war, auf deren Namen ihre Herrin die Lösung eingesandt hatte.

## Fachmann

Schadhafte Bremsen, zerbrochenen Tachometer und mangelhafte Beleuchtung stellte die Polizei an dem Wagen von Benjamin Monette fest, den man in Winnipeg wegen Verkehrsgefährdung vor Gericht zitierte. Die Kuppelung war mit einem Gummiband zusammengehalten. Auf die Frage nach seiner Beschäftigung antwortete Benjamin: „Autoschlosser.“

## Biertrinker

Hugh Johnston verzehrte gemächlich sein Frühstück — Spiegelei auf Schinken — und schüttete sich ein anständiges Glas Starkbier durch die Kehle. Dann erhob er sich und ging an Deck der „Himalaya“, um einen ersten Blick auf das Heimatland seiner Eltern zu werfen. Die anderen Fahrgäste des Passagierschiffes starrten ihm verwundert nach. Der Grund: Hugh ist erst ein Jahr alt.

## Artist

Als überaus pflichtbewußt zeigte sich der Polizist Edward Bourke in Chicago. Er stieg eine wackelige Leiter empor, die — auf einem schmalen Sims stehend — vom 9. Stockwerk eines Hochhauses zwei Stock höher zum Dach hinaufführte. Grund der hälsbrecherischen Exkursion: Bourke wollte einem auf dem Dach arbeitenden Elektriker ein Verkehrs-Strafmandat übergeben.

## Ausgehireudig

Genau 330 Gaststätten besaß vor dem Kriege die Stadt Münster, bekannt durch ihr Altbier und zahlreiche Kaffeewirtschaften. Heute gibt es in Münster sogar schon 343 Gaststätten. Und die Münsteraner rechnen damit, daß sich diese Zahl noch weiterhin erhöhen wird.

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

# Führt Illusion in der Liebe zur Enttäuschung?

Eine niederländische Statistik behauptet es

„Eine Frau sollte sich vom großen Glück überraschen lassen, es aber nicht erzwingen wollen und tagtäglich nach ihm Ausschau halten“; das ist die Ansicht des bekannten niederländischen Soziologen Dr. Helme Zyfel. „Dadurch steigert sie sich in eine Illusion, die in 85 Prozent aller Fälle zur Enttäuschung führt. Jede zweite Holländerin will unbedingt den Mann ihrer Träume heiraten. Dadurch erhöht sich das Durchschnittsalter der heiratenden holländischen Frauen von Jahr zu Jahr, und gleichzeitig wird die Zahl der Frauen, die schließlich ledig bleiben, immer größer.“

Die Niederlande wiesen nach einer Statistik 1950 sieben Prozent ledige Frauen über 45 Jahre auf. Heute sind es bereits zehn Prozent. Dabei sind im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern in Holland die Chancen für eine Heirat zwischen 45 und 50 — nach Dr. Zyfel — für eine Frau noch „durchaus normal“. Trotzdem sind die Niederlande das Land in Europa, in dem es die meisten unverheirateten Frauen gibt.

„Wenn nun seit einiger Zeit auch in anderen europäischen Ländern die Zahl der ledigen Frauen mittleren Alters ständig steigt, so ist dies keineswegs auf einen Frauenüberschuß zurückzuführen, sondern darauf, daß die Frau von Jahr zu Jahr mehr Anforderungen an den Mann stellt“, führt der Soziologe aus. „Diese Anforderungen sind teils materieller, zu 50 Prozent aber auch idealistischer und häufig illusionistischer Natur!“

In den Gedanken einer Frau kreise in oft überspitzter Vorstellung das Bild eines Mannes, den es nur sehr selten gibt, das Bild des äußerlich wie charakterlich in jeder Beziehung auf den Typ der betreffenden Frau zugeschnittenen „Helden der Liebe und des Lebens“. Er solle zart, aber doch kraftvoll wie ein Schutzengel in ihr Leben treten und in den Jahrzehnten harmonischer Ehe für die ewig junge Liebe sorgen und nie Anlaß zu Ärger geben. „Man kann diese Gedankenwelt einer der Liebesillusion und der Jagd nach dem einzigen Ideal verfallenen Frau zusammenfassen in dem Satz: Einst wird er kommen und mich in seine Arme nehmen! Und wenn dieser Er dann nicht kommt, sind häufig Verbitterung, Gleichgültigkeit, Ironie und Spottlust die Folge.“

Jede vierte enttäuschte Frau ist durch ihre eigene Illusion in der Liebe enttäuscht worden. Es gibt immer noch viel zuviel Frauen, die glauben, daß Geld glücklich mache, und die auf dem Standpunkt stehen: Wo Geld ist, sind auch geistige Werte und Ideale, weil ja alle Sorgen fehlen.

Innerhalb von drei Jahren heirateten sehr zum Verdruß ihrer Fluggesellschaft 37 niederländische Stewardessen. Fünf kamen vor der Verlobung zu Dr. Zyfel, um sich beraten zu lassen, und er riet ihnen nach Schilderung ihrer Pläne von einer Heirat mit dem Mann ihrer Wunschträume ab. Heute sind diese Frauen dem Psychologen und Soziologen dankbar.

„Frauenträume von der Liebe, die mit Macht in die Wirklichkeit umgesetzt werden sollen, bringen meist nichts Gutes. Wenn Geld im Spiele ist, verbietet sich jede Liebesillusion zunächst einmal von selbst. Eine Frau sollte sich lieber angenehm überraschen lassen; von 100 gibt es kaum eine, die von vollkommener Harmonie in materiellen und ideellen Dingen sprechen kann.“

Das müssen Sie lesen!  
Liebelei-Flirt-Bekannschaft  
Freundschaft - Liebe - Ehe  
DAS LIEBES-LEHR- u. LESE-  
BUCH im besten Sinne! DM 6,80  
„Lieben - aber wie?“  
mit 58 reizvollen Fotos u. z.  
Best. Sie sofort (neutral. Ver-  
sand) zuzgl. Vers.-Spesen nur  
geg. Nachn. h. Buchversand  
D. Albrecht, Münch. 13, Pf. 242  
Postlagd. nur geg. Voreinsendg. v. 7,40 DM

50 Wochenraten zu DM  
6,32 ohne Aufschlag,  
frei Haus DM 316.—  
Dermod. Super mit Voll-  
klang-Auto-  
matic, 7 Röh-  
ren, 15 Krei-  
se, 3 Lautsprecher.  
Verlangen Sie den  
„Radio-Ratgeber, wertvoll, dennoch kostenlos“  
E. Weimann, das gute Versandgeschäft für Radio-  
Fernseh- u. Elektrogeräte, Plattenspieler u. Schall-  
platten. Ludwigsburg/Wittbg. Schorndorferstr. 37/ZB.

## Kurzer Prozeß in Rocky Tocky

Jack fuhr nach Rocky Tocky. Er hatte dort einen Freund wohnen. Bill hieß der Freund, und sie hatten einander seit Jahren nicht gesehen. Groß war die Freude des Wiedersehens, in der Bodega „Zum fröhlichen Sheriff“ saßen sie und feierten.

„He, Jack!“

„Was gibt's, Bill?“

„Siehst du den Mann dort drüben?“

„Welchen Mann, Bill?“

„Dort drüben am Tisch!“

„Dort sitzen acht Männer.“

„Ja. Gut. Aber den einen. Siehst du ihn?“

„Welchen?“

„Der den Hut so tief in der Stirn hat!“

Alle acht der Männer, die da drüben am Tisch saßen, hatten den Hut tief in der Stirn. Bis zur Nasenwurzel sozusagen. Sie blickten stumm herüber und tranken.

„Siehst du ihn nicht, Jack?“

„Wen?“

„Den Mann, den ich meine.“

„Welchen Mann?“

„Der den Hut so tief in der Stirn hat.“

„Sie haben alle den Hut tief in der Stirn.“

„Er hat ein rotes Tuch um den Hals.“  
„Sie haben alle ein rotes Tuch um den Hals.“

„Ja. Aber außerdem hat er den Rockkragen hochgeschlagen, Bill.“

In der Tat, so saßen sie. Alle acht mit dem Hut tief in der Stirn, alle acht mit einem roten Halstuch, alle acht den Rockkragen hochgeschlagen. Bill starrte verzweifelt zu ihnen hinüber!  
„Du mußt ihn sehen, Jack! Er hat die Füße auf dem Tisch!“

„Sie haben alle die Füße auf dem Tisch.“

„Ja. Aber der, den ich meine, trägt Lackschuhe!“

„Sie tragen alle Lackschuhe, Bill.“

„Zum Teufel!“

Bill starrte. Plötzlich lief eine Erleuchtung über sein Gesicht. Er griff in die Tasche und zog seinen Colt hervor. Päng! Päng! Päng! Päng! Päng! Päng!

Sieben der Männer rollten getroffen unter den Tisch.

Einer saß noch. Ganz allein. Unbeteiligt.

„Siehst du ihn jetzt, Jack?“

„Ja. Was ist mit ihm?“

Bill, die Hand vorm Mund, flüsterte: „Er gefällt mir nicht.“ Jo Hanns Rösler



# Den Atomkrieg überleben - ein Pro

## Statt Angst und Unkenntnis - Mut zum Selbstschutz! • Auf Kleinigkeiten kommt es an • Wichtige Hinweise und Ratschläge

Die Menschheit steht in einer sehr bedeutenden Epoche, dem Atomzeitalter, von dem niemand weiß, was es mit sich bringen wird. Auf manchen Gebieten wird die Atomkraft eine sprunghafte Entwicklung herbeiführen. Richtig beherrscht und ausgenutzt, kann diese Kraft für uns und die kommenden Generationen zum Segen werden. Diese Hoffnung wird jedoch überschattet von der Furcht vor künftigen Kriegen, in denen Atomwaffen eingesetzt werden könnten. Während die Atomkraft einerseits neue Möglichkeiten gehobenen Wohlstandes schafft, gibt sie andererseits den Hütern der Gewalt und der Unfreiheit größere Möglichkeiten, ihre Macht in der Welt zu vermehren.

Diese Serie will ein einfaches und leichtfaßliches Bild geben von dem, was ein Atomkrieg für den einzelnen mit sich bringen und wie er sich davor schützen kann. Es ist kein heiteres Bild, das hier gemalt wird, aber es flößt auch keineswegs Hoffnungslosigkeit ein.

Die Grundlage unserer Freiheit und unserer Unabhängigkeit bildet der Abwehrwille des Volkes, ohne Rücksicht darauf, welche Formen ein Krieg gegen uns annehmen könnte. Die Abwehrbereitschaft muß lebendig bleiben, unabhängig von der Entwicklung der Kriegstechnik. Die Liebe zur Freiheit darf nicht kleiner werden, weil die Verteidigung der Freiheit große Opfer fordern wird. Wird ein zukünftiger Krieg mit A-Waffen ausgetragen? Diese Frage stellen sich Millionen von Menschen, aber niemand kann sie beantworten.

Die USA und die UdSSR haben heute A-Waffen in großer Zahl und verfügen auch über die Flugzeuge, um sie ins Gebiet des Gegners zu bringen. Keine Luftabwehr kann verhindern, daß ein Teil der angreifenden Flugzeuge eindringt und ihre A-Bomben abwirft. Schon in wenigen Jahren können vielleicht mit H-Bomben beladene Roboter von Kontinent zu Kontinent geschossen werden. Die technischen Möglichkeiten, im Feindesland gewaltige Verheerungen anzurichten, wachsen ständig. Andererseits könnte auch die Angst vor Vergeltung dazu führen, daß keine A-Waffen verwendet werden.

Die politische Lage in der Welt ist noch immer derart, daß eine große Spannung zwischen den beiden Machtblöcken herrscht. Ein lokaler Konflikt kann sich leicht zu einem weltumspannenden Großkrieg ausweiten. In letzter Zeit deuten zwar manche Äußerungen darauf hin, daß Zweifel darüber bestehen, ob es zweckmäßig sei, Konflikte mit Hilfe von A-Waffen, ja gar H-Waffen, zu lösen zu versuchen.

Im selben Maß, wie die Vorräte der Großmächte an A-Waffen größer werden, vermindert sich die Lust, in lokale Konflikte einzugreifen, wohl aus Angst, einen Großkrieg zu verursachen. Die Angst vor einem Großkrieg könnte sogar so weit gehen, daß Kleinkriege, selbst wenn dabei A-Waffen eingesetzt würden, ausgetragen werden, ohne zu einem Großkrieg zu führen. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme wird um so größer, je mehr Ost und West in bezug auf die A-Waffen einander ebenbürtig werden.

Sicher ist es ebenso falsch wie gefährlich, damit zu rechnen, daß die Kriegsgefahr verschwinden werde, und es wäre unverantwortlich, von der Annahme auszugehen, daß die A-Waffen nicht angewendet werden. Das gilt auch für die Bundesrepublik. Wegen ihrer Lage zwischen den beiden Machtblöcken müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, in einen Krieg hineingezogen zu werden, sei es nun ein großer oder ein „kleiner“ Krieg. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß eine Großmacht uns angreift in der Absicht, uns rasch zur Kapitulation zu zwingen oder entscheidende militärische Erfolge zu erzielen. Die Gefahr, daß dabei A-Waffen verwendet werden, ist sehr groß.

Ein Krieg mit A-Waffen wird mit aller Wahrscheinlichkeit noch gewalttätiger geführt als frühere Kriege. Selbst wenn diese Waffen in erster Linie gegen Ziele von militärischer Bedeutung eingesetzt werden, wird ihre weitreichende Wirkung in vielen Fällen die Zivilbevölkerung in gleichem Maße treffen wie die Angehörigen der Wehrmacht. Bei den großen Luftmanövern der Atlantikmächte in Westeuropa im Jahre 1955 wären in kurzer Zeit nahezu zwei Millionen Zivilisten getötet und mehrere Millionen verletzt worden, wenn es nicht Manöver, sondern Wirklichkeit gewesen wäre.

Die A-Waffen haben eine furchtbare Wirkung, aber es gibt Möglichkeiten, sich zu schützen. Einfache Maßnahmen können die Schäden beträchtlich vermindern. Um sich auf bestmögliche Art schützen zu können, muß man aber wissen, was Atomwaffen sind, welche Wirkung sie haben und welche Schutzmaßnahmen ergriffen werden können.

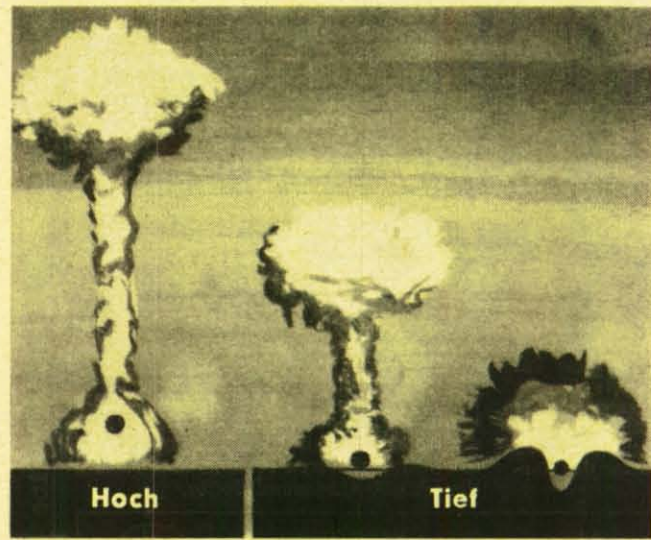
Mit dieser Veröffentlichung beginnen wir die auszugsweise Übersetzung einer Broschüre, die in der Schriftenreihe des Reichsverbandes für die Verteidigung Schwedens erschienen ist, und die nicht nur in Schweden, sondern auch in der Schweiz große Verbreitung und gute Aufnahme gefunden hat.

Atomwaffen wurden zum erstenmal im Jahre 1945 angewendet. Im Endstadium des zweiten Weltkrieges. Zwei japanische Städte — Hiroshima und Nagasaki — wurden durch die Atombombenabwürfe zum größten Teil vernichtet. Die ersten A-Bomben dienten somit zur Zerstörung von Wohnstätten.

Seither wurde die A-Waffe rasch weiterentwickelt. Die gleiche Wirkung,

kann man jedoch die Verluste an Menschenleben vermindern.

An größeren und an Ort und Stelle gebundenen militärischen Anlagen, wie z. B. Flotten- und Flugstützpunkten, Werften und Lagern, können Atombomben große Schäden anrichten, sofern nicht Hangars, Garagen, Lagerräume usw. unterirdisch angelegt, über große Flächen verteilt oder auf andere Weise geschützt werden. Bei den Kämp-



Man unterscheidet zwischen Hoch- und Tiefdetonationen.

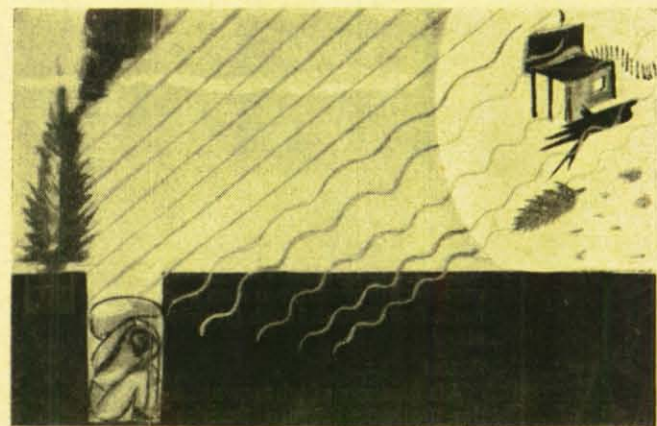
Hochdetonation nennt man sie, wenn sie so hoch über dem Boden bzw. dem Wasserspiegel stattfindet, daß die Feuerkugel, die sich bei der Detonation bildet, die Erd- bzw. Wasseroberfläche nicht berührt. Tiefdetonation nennt man sie, wenn sie in geringerer Höhe ausgelöst wird.

die im Jahre 1945 in Japan mit einer sehr schweren Atombombe erreicht wurde, kann jetzt mit einer leichten A-Bombe oder einer Atomgranate erzielt werden. Waffen verschiedener Typen mit unendlich viel größerer Wirkung als diejenigen über Japan sind bereits hergestellt und erprobt worden.

Während die A-Bomben weiterentwickelt wurden, sind indessen auch die Kenntnisse über ihre Wirkung besser geworden, und man hat daher

fen am Boden könnten überraschend eingesetzte A-Waffen in kurzer Zeit auf einem großen Abschnitt Verluste bewirken. Geeignete Schutzvorrichtungen können jedoch die Wirkung dieser Kampfmittel verringern.

Die Wirkung der Atombombe beruht auf der Energieentwicklung, die bei den Kernreaktionen in den Atomen vor sich geht. Die Menge der freiwerdenden Energie, die Stärke der Atomwaffe, wird in der Regel ausgedrückt durch die Menge Trinitrotoluol (TNT), die für



Eine Atomdetonation wirkt durch 1. Wärme- und Lichtstrahlung, 2. Luftdruckwelle und 3. durch radioaktive Strahlung. Schon ein einfacher Graben kann gegen Hitze und Druckwelle provisorisch Schutz bieten.

zweckmäßige Maßnahmen herausgefunden, um die Schäden einer Atomdetonation einzuschränken.

Die Atombomben sind sehr wirksame Zerstörungsmittel im Kampf gegen das Hinterland. Durch rücksichtslosen Einsatz gegen Städte und Industriezentren können diese ganz oder teilweise zerstört und eine große Zahl von Menschen getötet werden. Durch einen umfassenden Zivilschutz — vor allem den Bau von Schutzräumen und genügende Aufklärung der Bevölkerung —

eine gleich große Sprengwirkung nötig wäre. Die Stärke wird in Kilotonnen (kt) angegeben. Die Bomben in Japan waren 20 kt stark, d. h. sie entwickelten eine Energie, die derjenigen von 20 000 t TNT entsprochen hätte. Die wirksame Ladung kann hergestellt werden aus Uran oder aus einer Form von Wasserstoff (H). In Bomben mit Uranladung kommt die Wirkung zustande durch Atomteilung, in Bomben mit H-Ladung außerdem durch die Vereinigung leichter Atome. In einer



# Problem für uns alle

H-Bombe muß eine Uranladung enthalten sein, die als „Zündkapsel“ wirkt. Die Energieentwicklung bei der Sprengung einer Uranladung bildet eine Kettenreaktion mit sehr raschem Verlauf. Damit diese Kettenreaktion ausgelöst wird, muß die Menge spaltbaren Stoffes die sogenannte kritische Größe erreichen. Diese ist je nach dem Aus-

den. Dies geschieht in der Regel dadurch, daß die verschiedenen Teile durch ein gewöhnliches Sprengmittel (welches die Trennwände zerstört) vereinigt werden. Granaten, Bomben, Roboter, Raketen, Torpedos und Minen können eine Atomladung enthalten; man nennt sie dann Atomgranaten (Urangranaten), Atombomben (Uran-



lösungsmechanismus verschieden. In einer Uranbombe von 20 kt beträgt die kritische Größe etwa 10 kg. Wenn diese erreicht oder überschritten wird, erfolgt sogleich eine Detonation. Die Ladung muß daher vor der Detonation aus zwei oder mehreren getrennten Teilen aufgebaut sein, deren jeder kleiner ist als die kritische Größe. Damit es zur Detonation kommt, muß der spaltbare Stoff äußerst rasch auf ein kleines Volumen konzentriert wer-

oder H-Bomben), atomgeladene Roboter usw.

Die Wirkung der Uran- und diejenige der H-Waffen ist im Prinzip dieselbe. H-Waffen können indessen eine bedeutend größere Stärke aufweisen. In diesem Artikel werden vor allem die Uranwaffen behandelt.

Man unterscheidet zwischen Hoch- und Tiefdetonation. Hochdetonation nennt man sie dann, wenn sie so hoch



über dem Boden bzw. dem Wasserspiegel stattfindet, daß die Feuerkugel, die sich bei der Detonation bildet, die Erd- bzw. Wasseroberfläche nicht berührt. Für eine Stärke von 20 kt beträgt diese Höhe mindestens 600 m. Tiefdetonation nennt man sie dann, wenn sie in geringer Höhe stattfindet. Eine Atombombendetonation wirkt durch:

1. Wärme- und Lichtstrahlung,
2. Luftdruckwelle,
3. radioaktive Strahlung.

Eine Hochdetonation wirkt durch Wärme- und Lichtstrahlung, durch Luftdruck und durch ra. Initialstrahlung (unmittelbare ra. Strahlung). Eine Tiefdetonation wirkt außerdem noch durch die ra. Dauerstrahlung. Die im folgenden angegebenen Werte beziehen sich, wenn nichts anderes gesagt wird, auf die Wirkungen einer Detonationsstärke von 20 kt bei einer Detonationshöhe von etwa 600 m bei klarem Wetter.

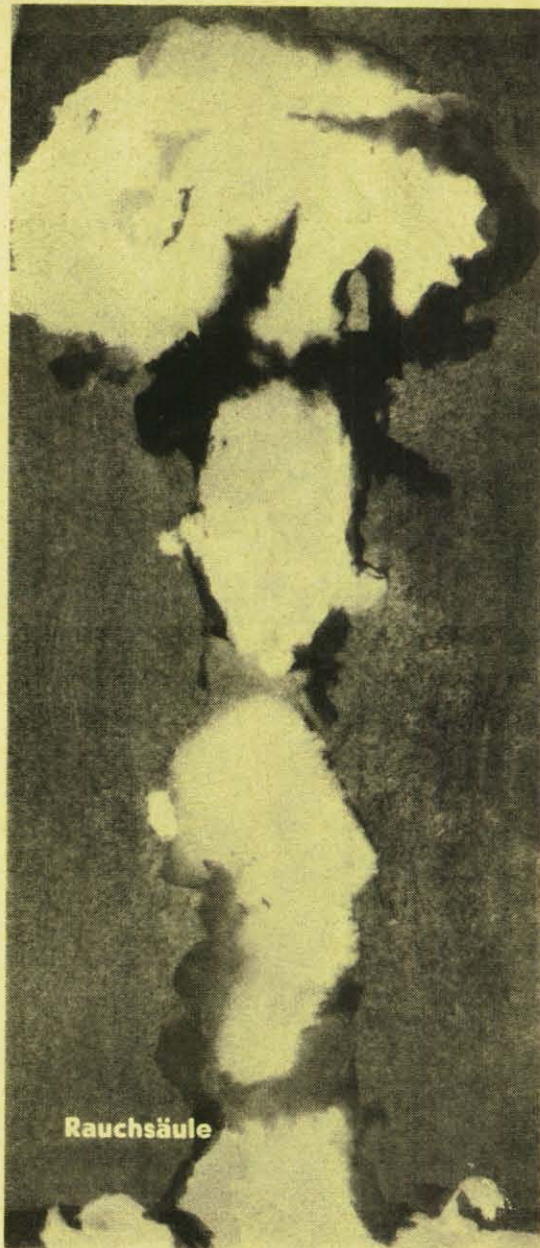
Riesige Energiemengen werden bei einer Atomdetonation frei. Diese ist ein überwältigendes Erlebnis. Die angerichtete Zerstörung muß einen jeden, der sie sieht, erschüttern. Wie du dich fühlst, wenn du einmal in geringer Entfernung dabei sein wirst, kann man unmöglich voraussagen. Jedenfalls hast du größere Chancen, wenn du darauf vorbereitet bist, was geschieht.

Das erste, was du verspürst, ist ein heftiger, blendender Lichtschimmer. Dieser kann so stark sein, daß er noch in 10 km Abstand vom Detonationspunkt etwa hundertmal stärker ist als das Sonnenlicht. Befindest du dich nicht in so großer Entfernung, verspürst du im gleichen Augenblick eine sengende Hitze.

Darauf folgt ein unerhört starker Windstoß, und du hörst ein langgezogenes Getöse. Fast unmittelbar darauf folgt ein Windstoß in umgekehrter Richtung. Eine Menge verschiedener Gegenstände werden durch die Luft geschleudert: Steine, Bäume, Äste, Glassplitter, Dachziegel usw. Nach einigen Sekunden verschwindet der Lichtschimmer, und eine gewaltige Rauchsäule steigt rasch vom Boden auf. Nach einigen weiteren Sekunden hören die Windstöße auf. Es kann jedoch noch einige Minuten dauern, bis alle Gegenstände, die herumgeschleudert wurden, zu Boden fallen. Während der folgenden Minuten wächst die Rauchsäule weiter gegen den Himmel. Wenn sie eine große Höhe erreicht hat — bisweilen mehr als 10 000 m —, breitet sie sich aus wie eine Wolke. Das Ganze sieht aus wie ein riesengroßer Pilz, der vielleicht eine Stunde lang sichtbar bleibt,

bis er dann von den Winden verweht wird.

Die Umgebung ist völlig verändert. Du überblickst eine zerstörte Gegend. Der Boden ist schwarz gebrannt, Bäume sind geknickt oder umhergeworfen worden, Häuser sind in Ruinen verwandelt, da und dort brennt es. Die Luft um den Detonationspunkt herum wird derart erhitzt, daß sie weißglühend wird — es bildet sich ein Feuerball. Von diesem gehen intensive Licht- und Wärmestrahlungen sowie eine radioaktive Initialstrahlung aus. Nach einer Sekunde hat der Feuerball einen Durchmesser von etwa 300 m. Eine Luftdruckwelle breitet sich vom Detonationspunkt aus rasch nach allen Seiten aus. Die Wärmestrahlung hat



beinahe aufgehört, die radioaktive Anfangsstrahlung ist beträchtlich schwächer geworden.

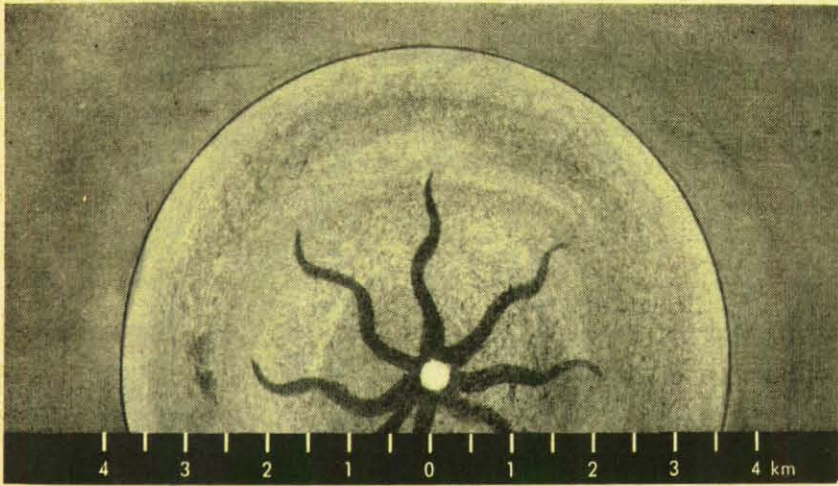
Nach einigen Sekunden hört die Luft im Feuerball zu glühen auf und fährt wie eine warme Luftblase rasch aufwärts.

Die Druckwelle hat nach etwa zehn Sekunden den größten Teil ihrer zerstörenden Wirkung vollendet. Die Initialstrahlung ist erheblich abgeschwächt. Die unmittelbaren Wirkungen der Detonation sind zu Ende. Eine Rauchsäule steigt rasch vom Boden auf. Sie besteht aus Wassertropfen, verschiedenen Produkten der Detonation, aus Staub vom Boden u. a. mehr. Sie enthält radioaktiven Staub, der sich in der Luft verteilt.

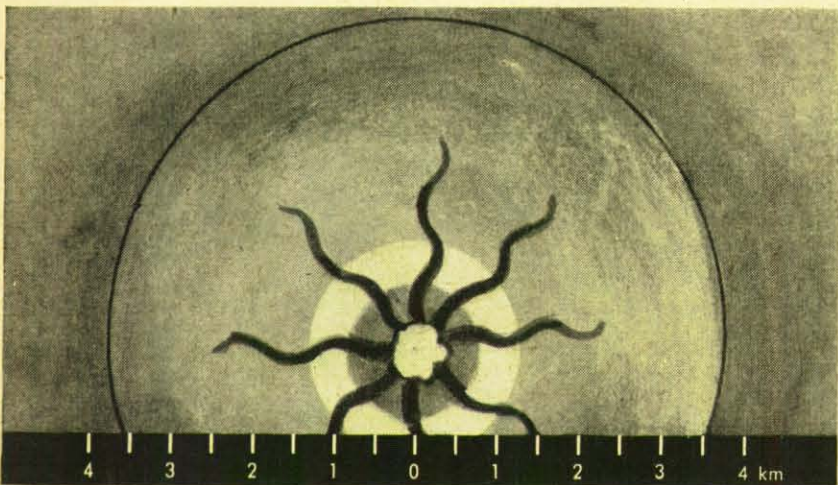
Fortsetzung S. 22



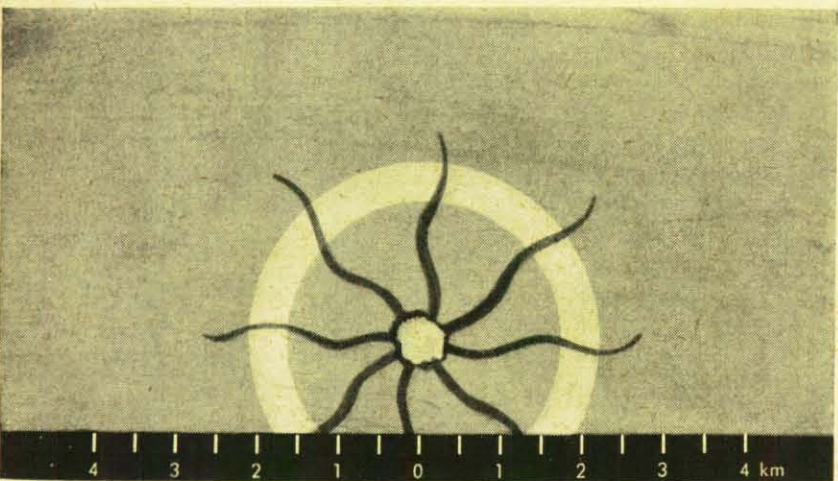
# Den Atomkrieg überleben



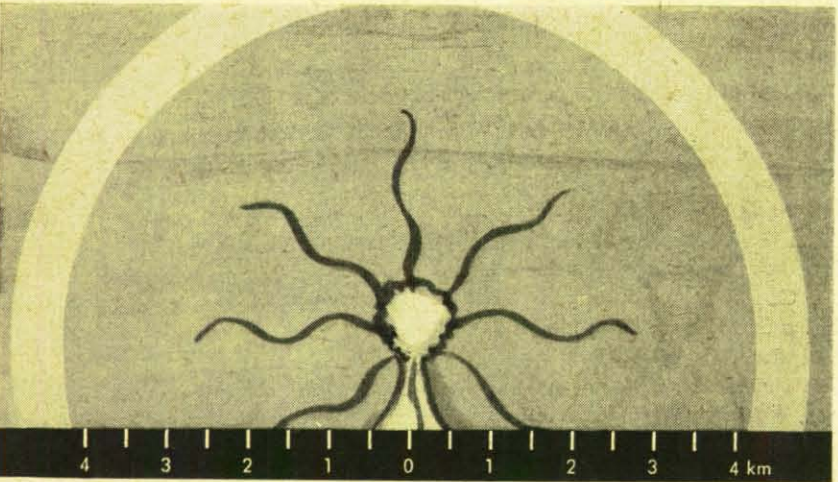
Die Luft um die detonierende Bombe herum wird derart erhitzt, daß sie weißglühend wird. — Eine kleine Sonne entsteht.



Es bildet sich ein Feuerball. Von diesem gehen intensive Licht- und Wärmestrahlungen sowie eine radioaktive Initialstrahlung aus.



Der Feuerball breitet sich mit großer Schnelligkeit aus. Nach einer Sekunde hat er schon den Durchmesser von etwa 300 m.



Eine Luftdruckwelle greift vom Detonationspunkt aus rasch nach allen Seiten um sich. Die Bildung des Rauchpilzes setzt ein.

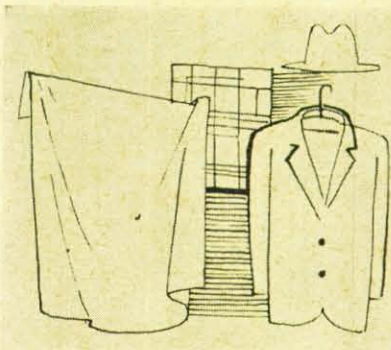
Hätte es sich um eine Tiefdetonation gehandelt, so hätte die aufwärtsströmende Luft größere Mengen Erde, Kies, Staub usw. mit sich gesogen, wodurch die Rauchsäule dunkler geworden wäre. Nach dem Aufhören der Aufwärtsströmung wären diese Teile, vermischt mit radioaktivem Staub, zu Boden gefallen und hätten dort eine radioaktive Dauerstrahlung verursacht. Unterhalb des Detonationspunktes hätte sich ein Krater gebildet, dessen Breite und Tiefe von der Detonationshöhe



Der Feuerball kann mit einer kleinen Sonne verglichen werden. Von gewöhnlichen Sonnenstrahlen bekommst du Sonnenbrand oder sogar auch Brandwunden.



Von hellen Wänden werden Wärme und Licht reflektiert. Deshalb könntest du auf diese Weise indirekt zu Schaden kommen. Daher: fort von hellen Flächen!



Nur kurze Zeit dauert die Hitzewirkung. Deshalb kann oft schon ein sehr einfacher Schutz wie ein Stück Pappe, ein Tuch, Hut oder Mantel abschwächend wirken.

und von der Bodenbeschaffenheit abhängen. Die Breite kann mehrere hundert Meter erreichen, die Tiefe mehrere Dutzend Meter. Um den Krater herum wäre wahrscheinlich ein Erdwall aufgeworfen worden, dessen Breite bis gegen hundert Meter betragen könnte.

Der Feuerball kann mit einer kleinen Sonne verglichen werden. Von gewöhnlichen Sonnenstrahlen bekommst du den Sonnenbrand; wenn du zuviel sonnenbadest, kannst du sogar Brandwunden kriegen. Auch blendet dich die Sonne — im schlimmsten Fall wirst du sonnenblind. Eine gleiche intensive Wärme- und Lichtstrahlung geht auch von einer Atomdetonation aus. Denjenigen, der sich nahe dabei befindet, trifft sie bedeutend stärker als die Sonnenstrahlung.

Die Wärmestrahlungen haben die gleiche Geschwindigkeit wie das Licht und treffen also unmittelbar den ganzen Wirkungsbereich. Mit zunehmender Entfernung vom Detonationspunkt (D-Punkt) nimmt die Stärke ab. Praktisch genommen wird die gesamte Strahlungsmenge in der ersten Sekunde der Detonation abgegeben.

Nahe beim D-Punkt befindliche Gegenstände fassen oft Feuer oder schmelzen an der Oberfläche. In größerer Entfernung erhitzen sie sich, verkohlen oder schrumpfen ein. In geringerer Entfernung werden sie nur äußerlich erhitzt oder versengt. Die Wirkung der Wärmestrahlungen hängt in hohem Maße davon ab, wo sie auftreffen. Menschenhaut ist sehr empfindlich. Nylon und Baumwolle fangen leicht Feuer. Wollstoffe dagegen sind ziemlich widerstandsfähig. Dunkle Gegenstände entzünden sich eher als helle (weil Wärme wie das Licht reflektiert wird).

Von den Wärmestrahlungen kannst du Verbrennungsschäden davontragen, wenn sie die bloße Haut treffen. Du kannst auch von deinen Kleidern oder anderen Gegenständen in deiner Nähe Brandschäden kriegen, wenn sie Feuer fangen.

Der starke Lichtschimmer kann dich blenden, so daß du für kürzere oder längere Zeit das Sehvermögen verlierst. Ein solcher vorübergehender Verlust des Sehvermögens kann auch denjenigen treffen, der sich außerhalb des eigentlichen Wirkungsbereichs der Atomdetonation befindet. Wenn sich der Feuerball innerhalb des Gesichtsfeldes befindet, kann die Blindheit bei Tag mehrere Minuten, bei Nacht eine Viertelstunde, ja sogar eine Stunde dauern. Befindet sich der Feuerball außerhalb des Gesichtsfeldes, wirst du nur bei Nacht geblendet. Die Blindheit kann dann bis gegen eine halbe Stunde anhalten.

Bei einer Atomdetonation riskierst du also:

Schädigungen durch Hitze (direkte Verbrennungen), Schädigungen durch Brände (indirekte Brandschäden), den Verlust der Sehkraft während einer gewissen Zeit.

Da die Hitzewirkung nur so kurze Zeit dauert, reicht oft ein sehr einfacher Schutz, wie z. B. ein Stück Pappe oder Stoff. Die Schutzvorrichtung fängt vielleicht Feuer, aber sie verbrennt nicht, bevor die Wärmestrahlung aufgehört hat, und du kommst heil davon. Wenn du nicht allzu nahe am Detonationspunkt bist, können deshalb schon Kleider, Handschuhe usw. den nötigen Schutz gegen die Hitzewirkung bieten.

(Fortsetzung folgt)





**Für einen Tennisschlag** muß ebensoviel Kraft aufgebracht werden wie zum Heben einer halben Zentnerlast. Ein komplizierter Apparat (rechts) mißt die angewendete Energie. Die zugehörige Aufnahme hält bildlich den Leistungsvorgang fest. Er wird mit einem Stroboskop durch ganz kurze, schnell aufeinanderfolgende Blitze belichtet und fotografiert.

# Energieaufwand im Blitzlicht

**Unnütze Anstrengungen sollen vermieden werden**



◀ **Die menschliche Arbeitskraft** soll geschont, Ermüdung und unnütze Anstrengung sollen vermieden werden. Der amerikanische Industriekonzern „Du Pont“ läßt in modernen Laboratorien günstigste Arbeitsbedingungen erforschen. Unsere Aufnahme (rechts) stammt aus einer Versuchsserie, die das Umsetzen einer Last testet. Es kommt hierbei auf die Höhenlagen an, von denen die Last aufgenommen und auf die sie wieder abgesetzt wird, und auf den Platz, der dem Arbeiter zur Verfügung steht. Der Mann darf weder beengt sein noch einen halben Schritt zuviel machen müssen. Weiter spielen die Handlichkeit der Last und die Aufteilung der Ware in Pakete von mittlerem Gewicht eine entscheidende Rolle.

◀ **Im Allwetterraum** werden bei verschiedener Temperatur, Luftfeuchtigkeit und entsprechender Kleidung Ermüdungserscheinungen untersucht. Die Versuchsperson läuft über eine „Tretmühle“. Pulsschlag und Blutdruck werden gemessen. Die Testergebnisse werden auf die Arbeitsplätze angewandt.







Foto: Europa-Film

## Weihnachtseinkäufe

machte die charmante Französin Martine Carol für ihren Mann Christian Jaque. Im Entree ihres Heimes stellte sie sich dem Fotografen. Im Januar werden wir sie in ihrem neuesten Film sehen. „So eine lustige Rolle habe ich überhaupt noch nicht gehabt“, strahlte Martine Carol, die in der frechen Kriminalkomödie „Natali“ ein Pariser Mannequin spielt, das sich auf Verbrecherjagd begibt und sich dabei gleichzeitig den Unwillen der Unterwelt wie auch der Polizei zuzieht. „Und das Schönste ist“, gesteht Martine, „daß ich endlich mal wieder mit meinem Mann zusammenarbeiten

kann.“ Denn Christian Jaque ist es, der diesen Spaß für uns inszeniert hat, der alle blutrünstigen und furchterregenden Kriminalgeschichten durch den Kakao zieht. Daß Martine ihrer neuen Rolle so zugetan ist, zeugt von ihrer Schauspielleidenschaft. Man könnte es ihr jedenfalls nicht verdenken, wenn sie gar nicht gut auf „Natali“ zu sprechen wäre. Während der Dreharbeiten nämlich hatte sie jenen bösen Unfall, bei dem sie sich das Rückgrat verletzte. Wochenlang mußte sie in Gips liegen. Aber nun ist alles überstanden, und Martine freut sich auf das nahe Fest und die Premiere ihres Films.

## Und es begab sich...



Des Engels Verkündigung leitet den weihnachtlichen Kulturfilm ein, der von der Filmbewertungsstelle der Länder das Prädikat „besonders wertvoll“ erhalten hat.



Auf Quartiersuche ziehen Maria und Josef erschöpft von Haus zu Haus. Mit neapolitanischen Krippenfiguren aus dem 18. Jahrhundert wurde der Film gestaltet.



„Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind“, verkünden die Engel den Hirten auf dem Felde. „Euch ist heute der Heiland geboren!“ — NF-Film.